

Unser täglich Brot

**Säen und Ernten auf einem
Bauernhof in Bayern
1945 – 1947**

Geschrieben im Sommer 1947

Rudolf Wilhelm Ernst Kaußmann

Aus dem Untergang des Deutschen Reiches im Frühjahr 1945 strandete ich als Landarbeiter auf einem niederbayerischen Gast- und Bauernhof. Ich will berichten, wie ich hier Leben und Arbeit beim Bauern kennen lernte, und was ich sonst dabei erfuhr. Wie sah sie damals aus, die Arbeit für „unser täglich Brot“?

Das Korn – so wird dort der Roggen genannt – wurde abgeerntet, während ich krank zu Bett lag – es war wohl Erschöpfung nach den letzten Kriegs- und Wandermonaten. Alfons, mein Kamerad, und Feri, Tagelöhner aus dem Dorfe, hatten es an einem Tage mit der Sense heruntergemäht. Korn baute der Bauer nur so viel an, wie er für das eigene Brot brauchte. Und dann liess er da zum Mähen keine Maschine heran. Angeblich liesse sich Roggen nicht mit dem „Ableger“ mähen. Es wurde aber auch nicht, wie später alle anderen Getreidearten mit Stricken gebunden, sondern mit Bändern, die aus Halmen der Frucht selbst geknüpft wurden. Wirkte da beim Bauer eine geheime Scheu das für das eigene Brot bestimmte Korn anders als nach Art und Weise der Altvorderen zu ernten?

Wenige Tage später – es gab keine Unterbrechung des stillen, heissen Sommerwetters in diesem Jahre – spannte der Alte morgens die beiden Fuchse vor die Mähmaschine. Alfons und Feri nahmen Sensen. Der Schnitt des Weizens beginnt. Nach dem Mittagessen heisst es: Auf, in den Weizen! Einige Frauen aus dem Dorfe, die im Tagelohn arbeiten, finden sich ein. Jeder nimmt eine Sichel, einige einen Bund der roten, mit Holzknebeln versehenen Bindestricke. (Die rote Farbe soll sie auf dem Stoppelacker leichter erkennen lassen.)

Bis zu dem Feld, das den Weizen trägt, haben wir eine halbe Stunde zu laufen. An der Abdeckerei, die auf den Grundmauern einer römischen Ansiedlung steht, vorbei führt der Weg eine breite Bodenwelle hinauf, die von guten, grossen Feldern bedeckt ist, bis oben die Waldgrenze erreicht wird. Linker Hand steht dort unser Weizen – ein Acker, der mit einem Blick nicht zu übersehen ist – wegen seiner Lage über den Hügel und seiner Ausdehnung.

(Sehr viel später, als der Bauer mich in seltenen Augenblicken einer vertraulichen Anrede würdigte, gab er die Grösse dieses Ackers mit sechsuunddreissig bayerischen Tagwerken an.)

Unser Bauer mähte mit einem „Ableger“, eine Maschine, die das Getreide schneidet, auf einen Boden schiebt, wo es von kreisenden Flügeln zusammengerafft und in Schwaden „abgelegt“ wird. Nur der „Mojer“ – das war der Maier – Besitzer des früheren Maierhofes, der größte Bauer des Dorfes arbeitete mit einem ‚Binder‘, der die Garben bindet und fertig gebunden ablegt. Kleine Bauern nahmen mit dem Grasmäher, manche mit der Sense vorlieb. Als wir am Felde ankommen, hat die Maschine bereits eine breite Gasse in den Stand der unzähligen reifen Halme geschnitten. In mehreren Reihen liegen die Schwaden des gemähten Weizens nebeneinander. Während Alfons auf der Maschine in der Weite des Feldes verschwindet, bleibt dem „Fussvolk“ folgendes zu tun: Die Bindestricke werden in einer Reihe ausgelegt. Dann werden die Schwaden mit der Sichel zusammengerafft, aufgehoben und jeweils so viel gesammelt, wie ein Strick fassen kann. Dann sind die Garben mit fester Hand mit dem Knebel zuzubinden.

Vermutlich sind die „Ableger“ so eingerichtet, daß jeweils ein abgelegter Schwaden eine Garbe darstellt. Das war aber nicht des Bauern Meinung – er will wenigstens drei Schwaden auf eine Garbe. Um eine solche Garbe zu binden, muss man sich – wörtlich genommen – hineinknien. Von guten, vollen Ähren erhält sie eine Schwere, daß sie kaum zu heben ist; auch kommen die glatten Halme leicht ins Rutschen, auch die Garbe fällt wie ein Fächer wieder auseinander. Das gibt eine Kette von Plagen, bis diese Ungetüme in der Scheune „angeschlagen“ sind und später noch einmal viel Verdruss, wenn sie zum Dreschen wieder aufgenommen und in die Maschine gegeben werden müssen. Aber dem Bauer springt der Stolz auf die Wucht der Garben aus den Augen.

An diesem ersten Tage bin ich neben dem Feri das einzige „Mannsbild“ in der Kolonne, und mir scheint es deshalb klar, daß ich wohl mit ihm binden müsse, während die „Weibsbilder“ sammeln. Ich gehe also auf den Feri zu, um mir von ihm Griff und Pfiff zeigen zu lassen. Da belehrt mich aber der lachende Zuruf des Bauern: „Rudi, das packst du nie!“

Ich schluck´s hinunter und reihe mich stumm in die Kette der Sammlerinnen ein. Mit ihnen bin ich in diesem ersten Erntesommer getreulich über die Felder gegangen. Am Ende erwies sich die Zuteilung zu dieser Arbeit als ein Geschenk für mein Gemüt. Das Binden hätte meine ganze Aufmerksamkeit, Geschicklichkeit und alle körperlichen Kräfte beansprucht, eine einzige Mühe wäre es gewesen, ohne nur einmal aufblicken zu können.

Aber nun: Ich schreite auf die gemähte Schwade zu, mit einem Schwung der Sichel raffe ich sie zusammen und lege sie in meinen Arm, ich wende mich zum Bindestrick und schichte sie darauf; und schreite zur nächsten Schwade –

Und rechts von mir und links von mir gehen die Sammlerinnen zu den Schwaden ihrer Reihe, heben sie auf, tragen sie herbei, legen sie auf den Stricken zusammen und kehren sich zur nächsten.

Alles geschieht gemeinsam in einem bedächtig fließenden Takte.

Geht der Alte Stricke auslegend voran, wird wenig geredet. Ist er fort und legt die kleine Anna aus dem Kohlenpott an der Ruhr die Stricke aus, wird im Gehen und Arbeiten von Weib zu Weib geschwätzt. Es ist ein Gemurmel in bayerischer Mundart, das ich, selbst wenn ich wollte, nicht zu verstehen vermag. Aber ich will ja gar nicht. So rauscht es wie eine summende Begleitung zu dem Schreiten und Niederbeugen und Tragen und Ablegen und Schreiten um mich herum. Und es gibt auch ein Crescendo: Das Gespann mit der Mähmaschine naht von hinten, ist heran, Alfons ruft mir ein Wort zu – und ein Decrescendo: Er zieht vorbei und von hinten, eine weitere Reihe geschnittener Schwaden hinter sich lassend.

Die Binder bleiben zurück und mühen sich ab. Die Sonne brennt, doch mir benimmt nichts den Atem; sie durchglüht mich, aber ich ächze nicht. Kommt ein Lüftchen auf, weht es kühlend an die offene Brust, und ich spüre es dankbar.

Und die Augen schauen. Denn immer wieder richten sie sich mit mir vom Boden auf. Sie schauen auf das Feld der reifen, steifen Halme mit den fruchtschweren Ähren. Nie sah ich in meiner Heimat solch einen gesegneten Weizen. Es war hier ein Jahr ungestörten Wachstums gewesen. Kein Wettersturm, aber auch keine Kriegsgewalt hatte die Halme gebeugt, zerdrückt oder zerknickt. So standen sie nun zur Ernte bereit im tiefen Azurblau des Himmels, hier im hellsten Gelb, dort eine andere Sorte im kupferroten Gold.

Und die Augen schauen von der Höhe hinab in die weite Aue gen Osten, wo das Dorf unter Bäumen liegt und die weißen Strassen, mit Obstbäumen gesäumt, zusammen laufen. Auf den Feldern allüberall rühren sich mähende Gespanne, Schnitter, Sammler, Binder. Rechts von uns rumort das einzige ferne Motorengeräusch eines Traktors vor einer Bindemaschine.

Der Takt der schreitend arbeitenden Kolonne trägt mich, und meine Sinne gehen ihre eigenen Bahnen in Träumen und Erinnerung.

Da verbrachte ich als kleiner Schuljunge die Sommerferien auf einem Rittergut in der Niederlausitz. Wir Kinder trinken mit den Tanten den Nachmittagskaffee in der schattendunklen Veranda des Schlosses unter den alten Parkbäumen. Unsere Gedanken sind schon bei dem kleinen Teich unter der Veranda mit seinen Fröschen und der grünen Decke von Entengrütze. Die heisse Sonne dringt nicht durch das Laubdach der Bäume. Sie muss draussen bleiben auf dem grossen Rasen und auf der Koppel neben dem Park.

Da ruft Onkel Wilhelm, ob wir mit aufs Feld wollen. Der Jagdwagen fährt vor. Onkel Wilhelm nimmt seine Schrotflinte, der Hund springt mit auf. Wir fahren zur Ernte.

Bei der ersten Schnitterkolonne halten wir. Onkel Wilhelm spricht mit dem Anführer, während in der Reihe die Sensen fortrauschen und die Wetzsteine zischend an den Sensenblättern auf und ab streichen. „Da!“ – ruft ein Schnitter – seine Sense hat ein Kaninchen getroffen. Onkel Wilhelm legt die Flinte an, es kracht, das wunde Tier überschlägt sich, der Hund bringt es herbei. Onkel Wilhelm gibt es dem Schnitter, der zieht dankend die Mütze und holt aus zu neuem Schnitt. . . .

Und es sind wieder Sommerferien. Wir Jungens stehen im Eisenbahnwagen „für Reisende mit Traglasten“. In der Mitte türmen sich unsere Rucksäcke übereinander. Nacktbeinig, kurze Hosen, „Rippelsamt“-Jacke und „Schillerkragen“ – so liegen wir in den Fenstern und der Fahrtwind zaust durch die Haare. Der Zug rattert im Takt über die Schienen, die Telegraphenmasten kreisen vorbei, und um den Horizont drehen sich die weiten Felder, auf denen in langen Reihen aufgerichtet die Kornmandeln stehen. Da werfen wir aus ferienfrohem Gemüt unseren Gesang in das Schlagen der Räder:

„Sommerluft flutet durch Busch und Korn - - - und meine Seele die Wipfel umfasst, jubelt mit Jauchzen hinein: Nicht mehr ein Fremdling, nicht nur ein Gast, Erde und Himmel sind mein.“

Und es ist ein Sonntagmorgen im Frühsommer. Wir sind schon etliche Stunden gewandert. Die Sonne steht hoch am Himmel, es geht auf Mittag zu. Der verwachsene Fahrweg führt in ein hohes Roggenfeld. Wie sind die Ähren hochgeschossen, siehe, sie überragen uns schon. Und sie blühen. Es duftet nach Korn und es ist sehr still und feierlich. Wir lassen die Ähren durch die Hand streichen. Da zwitschert eine Lerche in das Himmelsblau hinauf und eine andere folgt ihr nach. Heisser strahlt die Sonne auf das erblühende Korn. Wir wandern Hand in Hand zum nahen Kiefernwald, um einen schattigen Rastplatz zu suchen.

Ein Bild von van Gogh bewahrte uns das Andenken an diese Stunde, ein Bild von einem angeschnittenen Ährenfeld, in dem der Mohn blüht; eine Lerche steigt darüber zum Himmel. Ja, die Lerchen steigen und stürzen und jublieren auch hier, wecken Lieb und Leid vergangener Zeit –

In Blüte steht das Ährenfeld
Aufgeht der rote Mohn
Versonnen liegt und still die Welt -
Da schwingt hinauf zum Himmelszelt
Der Lerche Silberton

Wir lauschten Beide Hand in Hand
Und – ich vergeß' es nie -
Der scheuverschlossenen Braut entwand
Was lieb und innig uns verband
Der Lerche jubelnd Tirili. -

Es läuft eine Strasse zwischen den Kornfeldern in der Ebene vor der grossen Stadt. Fabriken schieben sich schon hier und dort in die Äcker hinein. Am Horizont hocken Häuserviertel. Aber noch schreitet der Fuss auf Feldwegen zwischen Ähren in der Abendstunde. Wolkengebirge stehen im Westen. Zwischen ihnen bricht jetzt lichterzierend die Sonne durch. Der Rand der Großstadt versinkt im Schatten hinter den goldenen Strahlenbändern. In hohen Wänden stehen ineinandergeschichtet die Wolkenbänke. Die Felder laufen auf sie zu, die Strasse zieht zu ihnen hin. Ich eile ihnen fieberhaft entgegen, gebannt von dieser unirdischen Erscheinung. Ich flehe, sie möge nicht vergehen, es sei denn, in die hereinbrechende, alles verhüllende Nacht; ich wandere im Traum – o wären sie doch da, wären sie doch nah, diese verzaubernden Räume, mögen es auch nur stille Waldberge sein – ich tauche in ihr Tal – der Weg führt an klaren Wassern entlang – durch Tannenschluchten hinauf – in die Sternennacht. Wie eine Gnade bleibt mir die Abendphantasie, bis die Sonne sinkt. Ein Regenstrich rauscht vorüber, und dann kommt die Nacht, noch bevor das Stadtpflaster unter den Nagelschuhen klingt und das Licht der Straßenbahn durch die Schrebergärten zittert.

Und dann – wir fanden unsere erste Wohnung in einer Häuserzeile, die am Ende der Stadt in ein weites Kornfeld vorgeschoben worden war. In einem kleinen Balkon hängen wir am

Maiensonntagmorgen über der grünen Aue. Von der Kirche läuten die Glocken über die Felder, die bis an ihr Tor reichen. Aus dem Wald am Berghang ballern die Schüsse der Schützengilde. Stare schwatzen in das Klappern der Kaffeetassen. Gegen Mittag verebbt das alles in Sonnenstille. Die Farbflecken spielender Kinder in Feiertagskleidchen trudeln drüben lautlos durch das Feld. –

Die reifen Ähren wogen zum Kirchenportal hinauf. Ein großer runder roter Mond bummelt über dem Turm herauf und findet uns lesend und redend unter dem Lampenschein auf dem Balkon, über dessen Rand sich Fuchsienglöcklein in Blütenfülle wiegen. Laternen und Lampen verlöschen nach und nach. Schlaf breitet sich über Strasse und Feld und tritt in die Wohnungen. Heimlich wachen nur wir mit dem Monde in der Sommernacht. – – –

So schreite ich Garben sammelnd und träumend vorwärts. Zweimal sind wir schon über das Weizenfeld hin und her gewandert, als der Bauer „Brotzeit“ gebietet. Sie wird in dieser Gegend nur während der Ernte gehalten. Jetzt fragt der Bauer – und das soll sich alljährlich wiederholen – ob wir eine ganze Stunde Brotzeit wollen und dafür Abends länger arbeiten oder eine halbe. Wie immer entscheiden sich die Arbeiter für eine halbe Stunde in der Hoffnung, eher Feierabend machen zu können – ob mit Recht? – Es werden Garben zu einer breiten Mandel zusammengestellt, um etwas Schatten zu gewinnen, und drei Garben werden zum Sitzen davorgelegt. Aus einem Korb mit Klee wird Bier in Flaschen verteilt, und von einem runden Laib werden Ecken schwarzen Brotes geschnitten. Bier und Brot miteinander genossen tut in dieser Pause zwischen der sonnenheissen Arbeit gut. Ich empfinde das Bier richtig als ‚Gerstensaft‘ trotz des mageren Würzgehaltes, den es jetzt hat. Den Sammlern steht ein halber Liter zu, den Bindern ein volles ‚Maß‘.

Die Brotzeit nehmen die Tagelöhnerinnen sehr wichtig. Die Frage danach und das Gespräch darüber weckte mich aus meinen heimlichen abgesonderten Gedankengängen. Es ging um das halbe oder ganze Mass, um das Fleisch, das es hier nicht zum Brote gab, während es der oder jener andere Bauer zuteilte. Und dabei wurde immer dringlicher nach dem Dorfe unten Ausschau gehalten, ob nicht der Wagen mit der Brotzeit herauf käme.

War die halbe Stunde um, wurde unverdrossen wieder die Arbeit „gepackt“. Um halb sieben Uhr erhob sich als erste die alte Marie vom Sammeln, streifte sich den Rock zurecht, zog das Kopftuch fest und lief nach dem Dorfe – sie habe zu melken. Auch ich wurde bald von den Anderen heimgeschickt. Denn die Kati, der das Misten und Füttern im Kuhstall oblag, war bettlägerig – (wir wussten nicht, daß sie von einem Polen, der vor Kriegsende auf dem Hofe gearbeitet hatte, schwanger war) – und ich, der ihr im Stalle zur Hand gegangen war, musste nun ihre Arbeit ganz übernehmen.

So war damals mein Tageslauf: Um halb fünf weckte uns der Bauer – er tat es, die Feiertage ausgenommen, nicht anders, und erwartete uns in den Ställen. Sich beim Aufstehen waschen zu wollen, hätte ihm als Beweis von Arbeitsunlust gegolten. (Ich las gelegentlich in der bayerischen Bauernzeitung die Schilderung des Arbeitstages eines vorbildlichen jungen Bauern. Darin wurde ausdrücklich als Tugend hervorgehoben, daß er ungewaschen aus dem Bett zur Arbeit springt.) – Ich gehe sogleich in den feuchtwarmen Kuhstall, wo die Marie schon melkend zwischen den Kühen sitzt, säubere die Futtertröge, schütte Wasser ein und schleppe einige Gabeln Klee herbei. Dann mache ich mich an das Misten. Unterdessen haben die anderen Knechte ein paar Ochsen eingespannt und sind in den Klee gefahren. Gegen sieben Uhr kommen sie mit einem hohen Fuder frischen Klees zurück, während ich den Rest des Fuders vom Vortage verfüttert habe. – Nun wird in der Gaststube Kaffee „gegessen“ – aus Blechschüsseln – und dazu eine Ecke weißes Brot, hier „Nudel“ genannt. Danach geht es zur Feldarbeit bis zum Läuten der Mittagsglocke um elf Uhr.

Nach der Rückkehr vom Felde wird das Vieh gefüttert und getränkt. Dann versammeln sich die Dienstboten in der Gaststube zum Mittagessen. Man bleibt am Eingang stehen, und mit Blick auf das Kruzifix im Herrgottswinkel werden unter häufigem Bekreuzigen lange Gebete gemurmelt, die ich wegen der Schnelligkeit, mit der sie in bayerischer Mundart

heruntergehaspelt wurden, nie habe verstehen können, das Vaterunser ausgenommen. Manchmal kam auch der Bauer aus der Küche, wo er für sich selbst zu essen pflegte, hinzu um ein paar Sätze mitzumurmeln.

Den Betern war diese Pflicht oft langweilig, und sie vertrieben sich die Zeit dazwischen mit Fliegenfangen, Katzenärgern, gegenseitigem Necken; oder man lief auch betend zum Fenster um einem vorbeifahrenden Kraftwagen nachzuschauen. Ich stand dann stumm dabei und gab der Andacht diesen Sinn:

Herr! der Du alle Vögel nährst
Die unter Deinem Himmel leben
Uns heute Speis´und Trank gewährst
Und willst es uns auch morgen geben
Wir danken Dir -
Und bitten Dich von Herzen
Bewahr uns vor Gefahr und Schmerzen. -

Die Wirtschafterin trägt nun in einer Waschschüssel Suppe auf den Tisch, und es wird zugelangt. Es folgt Brot und ein Stück gewärmtes Rauchfleisch. Gibt es gelegentlich Gemüse, so wird es gemeinsam aus einer flachen Schüssel gelöffelt, in der sich jedes einen Winkel abgrenzt.

Dem Bauer war jederzeit, aber besonders während der Ernte, daran gelegen, daß mit dem letzten Bissen im Munde die Arbeit sogleich wieder aufgenommen wurde. Er konnte, wenn ihm die Esserei zu lange dauerte, sich vor unseren Tisch aufpflanzen, um uns anzutreiben.

Nach der Mahlzeit wurde das Vieh schnell abgefüttert, das Klee-Fuder, falls das nicht schon vorher getan war, abgeladen und dann wieder hinaus aufs Feld!

Nun versammelten wir uns am Dienstbotentisch erst wieder, wenn alle Arbeit getan war, und das war zur Erntezeit nicht vor neun Uhr und bei einbrechender Dunkelheit. Abends gab es die tägliche Milchsuppe – in Magermilch gebrocktes Brot und danach ein Stück Wurst oder ein Scheibchen Butter oder ein Eckchen Schmelzkäse aus der Molkerei.

Nach dem Abendbrot konnte man sich unter der Wasserleitung auf dem Hofe waschen und dann blieb nur noch ein Wunsch – nach dem Ruhelager. Nicht anders dachte der Bauer und verriegelte das Haus, sobald das Abendessen beendet war.

Das Garbensammeln auf dem grossen Weizenfeld ging mehrere Tage ununterbrochen fort. Zum Binden kamen in diesen Tagen zwei heimatlose Soldaten – ostdeutsche Bauernsöhne – und zwei Schnitter hinzu. Die Sonne schien unentwegt. Nur einmal zog an einem schwülen Nachmittag südwärts ein Gewitter die – von uns noch nicht deutlich erkennbare – Donau hinab. Wir empfingen davon nur ein paar Stöße heissen Windes.

Schließlich wurden die Kreise der Mähmaschine immer enger. Das Ende des Schnittes auf diesem Felde war abzusehen. Da rief der Bauer zum Aufstellen der Garben, wobei er eifrig mittat. Er ließ sich die Garben zutragen. Bei dem Gewicht, das sie hatten, musste man fest zupacken. Er setzte eine Garbe als Haupt-Puppe mit einem Stoß vor sich auf. Dann wurden je zwei Garben über Kreuz an diese angelehnt und danach wurde je eine Garbe in die Kreuzwinkel hineingestellt. Diese neun Garben bildeten eine Mandel. Von der Festigkeit der Bänder und dem Geschick des Zusammensetzens hing die Standfestigkeit der Mandeln ab.

Im Anschluss an den Weizen ging es sogleich an die Gerste und den Hafer, die auf einem gleich grossen Felde an dem selben Wege auf der anderen Seite und ein wenig abwärts standen. Ihr Sammeln gestaltete sich viel mühsamer. Die Gerste war bei weitem nicht so gut geraten, zum Teil so niedrig und dünn, daß die Knechte aus Schlesien meinten, solches Zeug wäre bei ihnen nicht geerntet, sondern gleich untergepflügt worden.

Grosses Unbehagen beim Sammeln verursachten mir die Disteln, mit denen die ohnehin stachelige Gerste durchsetzt war. Da half kein Zieren, es musste blind hineingegriffen werden,

wie böse auch Hände und Arme zugerichtet wurden. Die Mähmaschine vermochte das kurze Stroh nicht richtig zu raffern, sondern liess die Schwaden fächerartig auseinandergezogen liegen. Es war an uns, mit der Sichel die Fächer wieder kunstgerecht zusammenzulegen. Auch die Binder hatten mit diesem kurzen und verdistelten Gut ein schweres Arbeiten. Ärgerliches Fluchen flog hin und her. In Flüchen machen sich die Leute dort Luft, daß dem Landfremden darüber manchmal der Atem stockt. „Ja“, sagte gelegentlich ein Einheimischer zu mir, „wir Bayern fluchen grausig, das ist schon wahr, aber – wir beten auch!“

Die Sonnenhitze stieg von Tag zu Tag, so daß an ein Sammeln im Träumen wandelnd nicht mehr zu denken war. Am Wegrand lag unter einer Garbe vor der Sonne geschützt ein Holzfäßchen mit Wasser. Dieses war nun das ständige Ziel der Sammelkolonne. Wer zuerst wieder am Wege anlangte, stürzte darauf zu, setzte oder legte sich nieder, zog den Stöpsel heraus, schwang das Faß über sich und sog gierig am Wasser. Unterdessen war der nächste heran. Man reichte das Fass weiter und ging wieder an seine Reihe.

Indessen habe ich das Gerstenfeld nicht bis zum Ende mitgesammelt. Denn nun begann der Bauer mit dem Einfahren und ich blieb auf dem Hofe.

Drei Leiterwagen brachten die Ernte vom Felde heran. Auf jedem Wagen lagen fünf bis sechs „Lück“, das heisst, die Garben waren in fünf oder sechs Schichten über dem Leiterrand aufeinandergestapelt. Da die Garben so unmässig dick waren, kam dabei eine ansehnliche Höhe zustande, wahrhaft: „Hoch beladen, schwankt der Wagen.“ Die Kameraden vom Lande, erfahrene Fuhrknechte, die sie waren, hatten doch allerhand Mühe und Sorge, die Ladungen ungefährdet heranzubringen. Bei der Einfahrt durch das ohnehin schon breite und hohe Scheunentor griff der Alte meist selbst in die Zügel.

Stand das Fuder glücklich in der Scheune – nur einmal kippte beim Einbiegen ein Teil der Last auf die Strasse – ging es eilig an das Abladen. Während die Pferde oder Ochsen ausgespannt werden, zieht Einer vorn die Pflöcke aus dem Haspelbalken, mit dem der Wiesbaum, der über der Garbenlast liegt, angezogen wird. Ein Anderer hat die Stricke gelöst, die den Wiesbaum hinten festhalten; er legt die Leiter an, klettert auf die Fuhre und schiebt den Baum hinten herunter. Das Seil wird kunstgerecht – ich habe das nach und nach auch gelernt – zusammengeschlungen und an die rechte Wagenleiter gehängt. – Nun wirft Einer die Garben vom Wagen herunter, und ein geübter Knecht „schlägt sie an“, er packt sie in guter Ordnung Kopf an Kopf an Ort und Stelle nebeneinander, bemüht jede Lücke zu vermeiden.

Ich hatte nun – und zwar meist allein – die Garben dem Anschlager zuzureichen – eine leichte Arbeit, wenn der Anschlager sich dem Wagen näherte. Wenn er aber in die entfernten Ecken und an die Rückwand der Scheune kam, musste ich die Garben zuwerfen, und das ging bei der Schwere der Garben zuweilen über meine Kraft. Zudem musste ich jeden freien Augenblick zum Eintreten der angeschlagenen Garben benutzen, also unentwegt auf ihnen hin- und herstapfen, um sie so fest wie möglich in- und aufeinander zu drücken. Sind sie nicht genügend eingetreten, senken sie sich später durch ihre Schwere selbst und unter dem Scheunendach entstünde ein unerwünschter Leerraum.

Da hatten also alle Gliedmassen herzugeben, was sie an Heben, Werfen, Klettern und Treten vermochten. Der Schweiß rann, der bittere Staub brannte.

War die letzte Garbe vom Wagen, so hiess es schnell heraus aus dem Stock, Bodenbrett auf dem Leiterwagen umdrehen, den Wiesbaum in die Stricke an der Seite des Wagens einhängen und den Wagen rückwärts aus der Scheune auf die Strasse schieben. Denn schon war die nächste Fuhre angekommen oder doch alsbald zu erwarten.

Die Garbensichten in der Scheune stiegen allmählich höher. Am nächsten Tage brauchten die Garben nicht mehr vom Wagen heruntergeworfen zu werden, sie wurden zugereicht, denn wir waren auf Wagenhöhe angelangt. Steigt die Schicht des angeschlagenen Getreides darüber hinaus, beginnt für den Ablader der mühsamere Teil seiner Arbeit. Er muss nun jede Garbe mit der Gabel „spiessen“ und zum Anschlager hinaufhängen. Höher schwillt der aufgestaute Segen der Felder. Ein weiterer Zulanger muss eingeschoben werden. Die

Garben werden nun mit einer langen Gabel vom Wagen auf einen Zwischenboden gehoben und von dort weiter zu uns in den Stock hinauf. Die Hitze nimmt zu, je weiter wir dem Dache nahe kommen. Mächtige Balken versperren den Weg, verhangen mit stauberfüllten Spinnenweben. Ich muss mich mit den Garben unter ihnen hindurchzwängen oder über sie hinwegklettern. Wurde dann zum Bier gerufen, das jetzt auch am Vormittag angeboten wurde, dann verzichtete ich darauf um nicht herunterklettern zu müssen. Statt dessen streckte ich dort oben für einige Augenblicke meine Glieder in die Garben. Nichts tun, nichts denken, nur ruhen. Dann bemerkte ich wohl das Bündel Sonnenlicht, das durch die höchste, einzig noch nicht zugedeckte Luke in die Dämmerung einfiel und den Staub aufflimmern liess; oder ich hörte die Katzen herumspringen, die sehr eifrig das Wachsen des Getreideberges verfolgten; oder die Hand griff eine Ähre, rieb die Körner heraus und führte sie zum Munde – eine sehr angenehme Speise, die bei fortwährendem Kauen sich in eine zähe Masse verwandelt, mit der die Zähne sich lange vergnügen können . . . bis dann die Köpfe und Arme der anderen Arbeiter wieder über den Garben auftauchen mit dem Ruf „auf geht’s“!

So kam der Weizen sonnig und trocken in die Scheune und füllte deren einen Flügel bis unter das Dach. Nur an einem Abend drohte ein Gewitter, just als eine Fuhre draussen auf der Strasse warten musste. Donner grollte, ein Windstoss fegte den Staub in Wolken die Dorfstrasse entlang. Dann folgte aber nur eine kleine Husche, deren Tropfen die Sonne alsogleich wieder abtrocknete. „Es gibt doch noch einen Gott“, verkündete die Wirtschafterin, die unten in der Durchfahrt stand, „er lässt uns den Weizen nicht verregnen.“

Die Gerste füllte den anderen Flügel der Scheune. Auch jetzt beim Abladen und Speichern gab sie sich garstiger als der Weizen. Sehr viele Bunde hielten das mehrfache Spiessen nicht aus, und wir versanken oft in einem Wust losen Strohes. Die Disteln krochen unter das Hemd, in die Haare, in Strumpf und Schuh. Alles kratzte und juckte, und die Lungen frassen Staub.

Noch ehe Gerste und Hafer ganz eingefahren waren, liess der Bauer die beiden Schlesier mit dem Umpflügen des Weizenackers beginnen. Zum Einfahren verblieb also nur noch ein Gespann. Da musste ich mich denn mit auf den Leiterwaren setzen um draussen beim Aufladen zu helfen. Auf dem Felde angekommen, griff der Alte zur Gabel und zeigte mir, wie man die schweren Garben am leichtesten hochhebt: Beim Anpacken den Stiel kurz über der Gabel fassen und die Garbe hochschwingen, dann erst zum Stielende zurückgreifen und so die Garbe auf das Fuder reichen. Ich nahm die Schulweisheit von dem Alten brav und dankbar an – war es doch einer der ganz seltenen Fälle, daß er mich mit einer gutgemeinten Belehrung an eine Arbeit heranführte. Ich handhabte die Gabel denn auch sofort ohne unnötigen Kraftaufwand und habe weiterhin gern „gespiess“, seien es nun Korngarben oder Klee und Heu gewesen. Die Glieder freuten sich, unter freiem Himmel neben dem stetig fortrückenden Wagen hin und her zu gehen, die Last über den Kopf zu schwingen und auf das höher und höher wachsende Fuder zu reichen. War es endlich hoch genug, dann hiess es den Wiesbaum auszuhängen und empor zu stemmen, bis ihn der Lader oben auf der Fuhre ergreifen und hinaufziehen kann. Vorn wird der Haspelstrick über die Spitze des Baumes gezogen und hinten das Seil wie ein Lasso über das Baum-Ende geworfen, ein Spiel, das mir nicht auf Anhieb gelang, zumal diese letzten Griffe immer mit einer seltsamen Hast exerziert wurden. Liegt das Seil richtig über dem Baum, dann packen alle zu, im Takt wird es dreimal angezogen und danach an die rechte Leiter angeknüpft. Nun wird noch vorn unter mehrfachem Nachstecken der Pflöcke die Haspel gedreht, und dann setzt sich die Fuhre in Bewegung, der Scheune zu.

Nachdem die Ernte eingebracht war und meine Kameraden Tag um Tag mit den Gespannen hinauszogen, die abgeernteten Äcker umzupflügen, wurden mir andere Arbeiten zugeteilt. Kati war wieder im Kuhstall und so konnte ich morgens mit in den Klee fahren. Da sah ich dann die Sonne aufgehen in aller Herrlichkeit, und das Lied von der „güldnen Sonne“ schwang feierlich in meinem Gemüte. Doch die Dämmerung rückte immer weiter vor – bald

begrüßten mich bei der Ausfahrt der hellerstrahlende Morgenstern und die Mondsichel zwischen Nacht und Tag.

Die Saubohnen wurden geerntet, das Grummet gemäht, getrocknet und eingefahren, tagelang das Kartoffelkraut mit der Sichel abgehauen und fortgeschafft, ehe der Roder angesetzt wurde.

Eines Tages sagte der Alte: Pack d'Letta, muscht Eppa brucken! Ich liess es mir dreimal sagen und wandte mich dann hilfeschend an die in der Nähe stehende Kati. Von ihr erfuhr ich, daß ich die Leiter nehmen und Äpfel pflücken („brechen“) sollte. Das war nun sehr nach meinem Geschmack. Ich sass an drei Wochen im September allein und fast ungestört in den Apfelbäumen eines grossen Obstgartens, den der Vorgänger und Schwiegervater des Bauern einst angelegt hatte und brachte ihm eine stattliche Ernte, sorgfältig gepflückt, in die Keller. Dabei imponierte ich ihm – wohl das einzige Mal – durch die Benennung der Sorten, deren Namen er nicht wusste. Ich habe später gehört, wie er am sonntäglichen Biertisch mit der neu erworbenen Kenntnis prahlte.

Die beiden Schlesier brachen den Weizen- und den Gerstenacker um und liessen es sich dabei gut gehen. Sie hatten festgestellt, daß das eine Ochsespann dem anderen ohne Führung nachfolgte und den Zweischarpflug brav die Furche entlangzog. So legte sich immer der Eine ins Gras, während der Andere mit beiden Gespannen den Acker hinauf und hinunter trudelte. Als diese Arbeit geschafft war, verliessen sie kurz hintereinander den Hof.

Alfons lag es inzwischen ob, das Kleefeld Stück für Stück, so wie es abgemäht wurde, mit dem Einscharpflug umzustürzen. Nach der Dreifelderwirtschaft, wie sie der Bauer betrieb, standen die Klee- Kartoffel- und Rübenäcker – sie machten zusammen ein grosses Feld unmittelbar neben der Abdeckerei aus – zum Anbau von Korn und Weizen an; also für die Herbstsaat. Auf dem Weizenfeld dieses Jahres folgt Gerste und Hafer im Frühjahr. Unter der Gerste wächst der Klee für das nachfolgende Jahr, ausserdem folgen auf Gerste Saubohnen, Kartoffeln, Rüben, Mais und Futterwicke. Auch sparte der Bauer stets ein Stück für ein Jahr als Brachland aus. Der Nutzen dieser Erholungspause – ich habe im folgenden Jahr das Brachland mehrfach umgepflügt, war zu beobachten.

In den für Klee und Weizen bestimmten Acker war Mist einzupflügen. Also stand ich eine gute Woche in der Mistgrube, die den grössten Teil des Hofes einnahm und lud fast ganz allein den gewaltigen Mistberg auf.

Der Alte machte um diese sich zu allen Jahreszeiten wiederholende Arbeit des Mist-Ladens und –Fahrens mir gegenüber ein grosses Wesen. Er ist sogar anfangs einige male mit in die Dunggrube gestiegen um mir zu demonstrieren, daß ein starker und reicher Bauer auch in grauen Haaren sich nicht scheut Mist zu laden, daß er der Jauche in den Stiefeln nicht achtet (es fehlte ihm allerdings nicht an Ersatzstücken!) und wie er das kostbare Gut liebevoll und sachgerecht behandelt. Eines Morgens flog er dabei der Länge nach in den Dreck, just als einige schadenfrohe Lacher dabei standen! Wollte er mir doch nicht glauben, daß ich mit dem Wert von Mist und Düngung für das Wachstum der Pflanzen von Jugend auf wohl vertraut war. Wie war es denn, wenn Vater mit meiner Schwester und mir an den Sonntagmorgen des Herbstes über die Felder lief, auf denen der frisch ausgebreitete Mist rauchte und roch? „Riecht das nur“, sagte er, „das ist gesund – darauf gedeiht unser täglich Brot!“ Später, bei der Gartenarbeit, war es mir bald selbstverständlich, einen Klumpen Mist bei der Pflanz-Vorbereitung auch in die Hand zu nehmen; und mit welchem Eifer habe ich als Knabe auf der Straße Rossäpfel zusammen gelesen um mir damit ein kleines Mistbeet anzulegen.

Wie dem auch war, es ging beim Mistladen für mich nicht um das richtige Verständnis, sondern um die körperliche Leistung, die es über zwölf Stunden am Tage verlangt. Ein guter Mist ist schwer! Denn die obere lockere, mit noch unvergorenem Stroh durchsetzte Schicht ist bald abgetragen. Dann folgt eine Partie, in der das Stroh gleichfalls noch nicht zersetzt, wohl aber schon fest eingedrückt ist. Hier bereitet es die größte Plage, den Mist auseinander zu reissen, zumal wenn er beim Abwerfen aus den Ställen nicht in die gleiche Richtung zu liegen

kam. Weiter unten nun ist das Stroh zerfallen, der Mist lässt sich in fetten Stücken leicht abheben, wiegt aber, mehr und mehr mit Jauche gesättigt, umso schwerer. Dort angelangt, stand ich mehr oder minder tief unter dem Wagen und musste den Mist, statt auf die Bretter zu werfen, auf sie hinauf langen. Zum Schluss kommt dann der Kampf mit der Jaucheflut.

Der Mistwagen wurde in drei Abschnitten geladen. Zunächst wurde der Wagen von vorn nach hinten vollgepackt. Dann wurden die Seitenbretter mit einem Hebel oder besser ohne Scheu vor dem Mist mit den Schultern hochgelüftet, so daß ein weiterer Laderaum zwischen den außenwinklig hoch geschobenen Brettern entstand. Nun wurde wieder bis an den Brettrand geladen und dann noch ein an den Seiten guter abgeschrägter Berg darauf geschichtet.

Ich habe es nicht unterlassen können, gelegentlich zu zählen, wieviel Gabeln voll Mist auf eine gut geladene Fuhre gehen und kam auf vier- bis fünfhundert. Die Zeit, die ich für das Laden einer Fuhre benötigte, ging nach und nach von mehr als einer Stunde auf fünfundvierzig Minuten zurück. Dadurch gewann ich, zumal wenn der Mist weit zu fahren war, gelegentlich kleine Verschnaufpausen, bis der leere Wagen wieder auf den Hof kam. Der Schlußakt des Ladens war das Fest- und Glattklopfen des „Berges“ mit einem dafür bestimmten Brett, der Mistpritsche; ich nannte es auch das „Plätt“- und „Verschönerungsbrett“. Die Mistfuhre hatte dann das Aussehen eines glattwandigen Katafalks und rollte ohne Verlust vom Hof auf den Acker.

Nach dem Laden auf dem Hofe folgte das Mistbreiten auf dem Felde. Das Geschäft war nicht so schwer, aber ich mochte es nicht, dieses fortwährende Auseinanderzerren der Mistfladen, die ja hübsch gleichmässig über den Acker verteilt werden müssen. Hierbei stiess mir die Erkenntnis auf, wie sehr die Arbeit in der Landwirtschaft sich als ein Herumschlagen mit Widerborstigkeiten darstellt, und das behagte mir weit weniger als die körperliche Anstrengung.

An einem lichten Vormittag, als ich auf dem Hofe zu schaffen hatte, rief mir der Alte zu, ich müsse auf das Feld in der Aue hinaus, um Alfons beim Pflügen einen neu eingespannten Ochsen zu führen. Er würde allein nicht mit ihm fertig. Ich fand Alfons im Gras liegend und den Ochsen in der Furche, während der Handochs geduldig dabei stand. Sie erholten sich von ihrer gegenseitigen Schinderei.

Wir frühstückten einen Kohlrabi aus dem nahen Kohlfeld und trieben dann „Emil“ wieder hoch. Am Zaum geführt, ging er recht brav. Da sagte Alfons: Nimm´ du einmal den Pflug – ich führe die Ochsen! Ich packte zu und ging zum erstenmal ein Stück hinter einem Pflug. Ach, wie rutschte er mir schnell weg, nahm bald zu viel, bald zu wenig Erde mit, und statt einer geraden Furche liess ich eine kümmerliche Schlangenlinie hinter mir. Alfons lachte, aber zeigte und erklärte mir auch, was zu tun sei. Ich hatte sofort gefühlt, daß es nur darauf ankäme, das Gleichgewicht zu halten, wobei zugleich das Gespann vorwärts getrieben und gelenkt werden muß. Ich entdeckte, daß eigene Kraft an das Pflügen zu wenden weder nötig noch möglich ist. In meiner Vorstellung lebte bis dahin das Bild des mühselig den Pflug in die Erde stoßenden Ackermannes, wie ich es aus in dieser Hinsicht übertreibenden Darstellungen auf Gemälden, Illustrationen, Plakaten und Briefmarken gewonnen hatte. Gewiss muss man den Pflug festhalten, zumal in hartem und verkrustetem Boden. Aber das Wesentliche ist nicht der Krafteinsatz, sondern die Führung; die Kraftleistung liegt den Zugtieren ob.

Davon bekam ich an diesem Vormittag nur einen ersten Begriff. Doch sollte ich infolge der Änderung der Arbeitsverhältnisse auf dem Hofe bald damit besser vertraut werden. Nachdem schon die Soldaten fortgegangen waren, fiel jetzt auch „Feri“ aus dem Dorfe aus. Ihn plagte das „Rheumatische“, vielleicht auch nur die zu grosse Anstrengung. Er war nicht sehr kräftig. Nun band er Besen in seiner Hütte und im nächsten Jahre verdingte er sich bei der Gemeinde als Gänsehirt. So blieben mitten in der Herbstbestellung dem Bauer nur Alfons und ich als Arbeiter. Wenn er auch tageweise als Aushilfe den ‚Schifta‘, einen kleinen

Bauern, heranholte, der in seiner Jugend einige Jahre bei ihm gedient hatte, so war er doch auf dem Punkte angelangt, einige Male zu sagen: „Rudi, du muscht jetzt mal . . .“

Zunächst musste ich jetzt morgens den Leiterwagen mit den Ochsen allein aufs Kleefeld führen, während der Bauer und Alfons voraus gingen um zu mähen. Da war ja nun nichts dabei; denn die Ochsen liefen den Weg dorthin allein, auch ohne das fortwährende Geschrei von „vischt – vischt“ = links und „hodie-hot“ = rechts, womit die Gespanne dort zu Lande gelenkt werden. Sie brauchen das, weil sie nur das links gehende Leittier an einer einzigen Zügelleine halten, eine zum Lenken und noch zum Festhalten des Gespannes äusserst dürftige Vorrichtung. Nur im Temperament restlos heruntergewirtschaftete Tiere, - besonders Pferde – können mit dieser dürftigen einen Leine im Zaum gehalten und gelenkt werden.

Bald ´musste´ ich vom Kuhstall in den Ross-Stall hinüberwechseln. Alfons mochte den Stall nun nicht ganz allein besorgen, und dann sah er ja auch ganz richtig darin für mich eine „Beförderung.“ Ich avancierte zum „Ochsenknecht“, während er nun unangefochten den Pferdeknecht oder „Stangenreiter“ repräsentierte.

Ich hatte in meiner neuen Würde fünf Zugochsen zu besorgen, drei gelb-weiße und zwei rotbraune, die aber im Winter an den Schlächter verkauft wurden. Die gelb-weißen Tiere erhielten von mir Namen, die im Laufe der Zeit sogar der Bauer als zweckmäßig annahm und gebrauchte: Gustav, Heinrich und Emil.

Gustav war „Soll-Ochs“, also Leittier und der beste von allen. Er war zwar nicht der schönste: Ein Horn stand aufwärts, das andere abwärts. Er hatte auch besonders herausstehende glotzende Augen. Er war ungewöhnlich breit, und wenn er gut gefressen hatte, glich er wahrhaftig einer wandelnden runden Tonne. Zeitweilig hatte er die Angewohnheit, mit weit auseinander gespreizten Hinterbeinen zu gehen, sicherlich infolge einer Störung, die der Bauer nicht herauszufinden wusste. Jedoch hatte er den meisten Verstand von allen Ochsen (o ja, Ochsen haben Verstand!), und gehorchte, wenn er bei guter Laune war, aufs Wort; und meist war er guter Laune!

Heinrich war der Handochs. Er wurde vom Bauer sehr verächtlich behandelt, weil er durchaus nicht „ins Fleisch“ zu bringen war. Er war und blieb ein dürres „Herrgottsgerippe“, man konnte füttern wie man wollte. Er hatte infolgedessen viel Püffe und Schläge zu erleiden. Dadurch war er heimtückisch und störrisch geworden und doch auch für ein wohlwollendes Kraulen hinter den Ohren sehr empfänglich. Dabei war er kein schlechter Arbeiter.

Emil war jung und sehr stark, aber wohl von den Polen, die ihn noch eingewöhnt hatten, für die Arbeit gründlich verdorben worden. Auf Zuruf folgte er nicht, seine „Standhaftigkeit“, wenn er nicht gehen wollte, war wirklich aufreizend und nur mit brutalen Mitteln zu brechen. Seine Trägheit stand in einem unerfreulichen Widerspruch zu seiner Kraft. Alfons, an die Arbeit mit Tieren doch gewöhnt, hatte einmal eine volle Stunde beim Pflügen warten müssen, bis es diesem Burschen passte, sich wieder zu erheben. Es kam hinzu, daß der Bauer ihn, wie es sich gerade schickte, als Sollochs oder als Handochs einspannte, so daß jede Gewöhnung unmöglich wurde. Alles in allem: Emil hat mir manche Stunde auf dem Felde verbittert und verleidet, meine Geduld gebrochen und Wutausbrüche entfesselt, die gegen ein Tier ausgelassen zu haben, mich hinterher stets tief beschämten.

Der Bauer und Alfons fuhren mit der Sämaschine über das umgepflügte und zur Neubestellung hergerichtete Kleefeld. Ich war in der Nähe beschäftigt, als der Alte herrüberrief: „Rudi, muscht egga!“ Damit begann ich, mit den Ochsen zu arbeiten. Eggen ist kein Kunststück. Ich hatte gesehen, daß bei den Nachbarn kleine Buben die Egge führten. Man muss es nur gewissenhaft machen. Die Gewissenhaftigkeit besteht vor allem darin, zwischen den Streifen, welche die Egge durchzieht keine unbetroffenen Zwischenräume zu lassen. Ist der Erdboden frisch, dann zeichnet sich das geggte Band deutlich ab, und es ist ein vergnügliches Geschäft, so Band an Band anzuschliessen, bis das ganze Feld von der Egge bestrichen worden ist. Widerborstigkeiten sind dickes Unkraut, das die Egge verstopft, so daß man sie oft heben muss, um das Unkraut von den Zinken abzustreifen, - und grosse harte

Lehmbrocken, die die Egge nicht zu zermürben vermag, die sie vielmehr hin und her springen lassen. Man muss sie dann mit Gewichten belasten oder ein schweres Gerät einsetzen.

In langen Rillen lag der ausgesäte Weizen auf der Erde und ich hatte ihn mit der Egge zuzudecken. Das war vorerst die letzte Arbeit bei der Aussaat – erst im Frühjahr darauf pflegte der Bauer das Feld noch walzen zu lassen. In diesem Herbst blieb es dabei, daß ich das Eggen vor und nach der Aussaat zu besorgen hatte.

Am liebsten war mir das Nacheggen. Dann waren alle Anderen vom Felde, da für sie nichts mehr zu besorgen war, und ich war mit der Saat allein, wie eine Mutter, die am Abend ihr Kind zu Bette bringt. Kam ich dann auf den Hof und der Bauer fragte: „Bischt fertig?“ – und ich sagte: „Ja, es ist alles geeggt“, dann war das so, als wenn Mutter, vom Kinderbett kommend zum Vater über die Abendzeitung hin sagte: „Das Kind ist zu Bett, es schläft.“

Eine solche Empfindung habe ich sogar einmal an dem Bauern wahrgenommen. Es war etliche Wochen später, als wir dort, wo die Futterrüben gestanden hatten, den letzten Weizen ausgesät hatten. Am Morgen war ziemlicher Frost gewesen, nun, am Mittag, schien eine blasse Sonne und spendete eine fahle Wärme. Auf das Tafelwägelchen hatten wir die Eggenteile geladen, die Sämaschine hinten angehängt. Wir setzten uns auf das Wägelchen, und die Ochsen zogen das Gefährt klappernd die kahle Straße entlang dem Dorfe zu. Da sprach der Alte mit mir! Nun sei die Wintersaat geschafft, sagte er, jetzt könnte ruhig der Winter kommen. Das Wetter sei gut gewesen, und es würde nun nicht mehr so lange gearbeitet werden müssen, wir brauchten auch nicht mehr bei jedem noch so bösen Wetter aufs Feld. Das war alles. Ich war dankbar für die Ansprache und habe es dem Alten nicht vergessen. Unterdessen war schon längst die Stunde gekommen, da der Alte gesagt hatte: „Rudi, muscht heure mit ackera!“ (Übrigens hatte ihm Alfons einmal zugerufen: Wirt, sterbn müss´n ma, sonst müss´n ma rein garnix.)

Bei meinem ersten Ackern, ja während der ganzen gewissermassen ´Lehrzeit´ am Pfluge liess sich der Alte bei mir nicht blicken. Er stellte meine Anleitung ganz dem ´Schifta´ anheim. Der hatte mit dem zweiten, gründlichem Umbruch des ehemaligen Weizenfeldes begonnen und mochte, wenn er dabei allein blieb, das Ende nicht abzusehen.

Wir ackerten mit dem Zweischar, der einfacher zu führen ist als der einscharige Pflug. Denn auf den beiden Scharen hält sich der Pflug allein aufrecht, braucht von dem Pflüger nicht gehalten, er muß nur gelenkt werden. Bei gutem Boden kann man, die eine Hand am Griff, in der anderen den Zügel bedächtig neben dem Pflug einhergehen, nur darauf achtend, daß die scharfen Scharen die Erdschollen gleichmässig breit und tief umwerfen und aneinanderlegen.

Ein beglückendes Schaffen – das Pflügen! Das Aufbrechen der Erde, Scholle um Scholle, Furche um Furche, das Begraben alles Unkrautes, aller Stoppeln, des Abgestorbenen und zum Verwesen Bestimmten: Reinigen und Fruchtbarmachen der Erde zugleich. Ich wünschte und gönnte jedem Manne dieses Erlebnis des Pflügens –

Ganz so unangefochten glücklich ging freilich mein erster Versuch mit dem Pfluge nicht vonstatten. Es war wohl nicht zweckmässig, diesen zweiten, gründlichen Umbruch des Ackers mit dem Zweischar durchzuführen. Zeit- und Arbeitermangel hatten den Bauer dazu gezwungen. Im folgenden Jahre haben der ´Kraus´ und ich den zweiten Gang nur mit dem Einschar gemacht. Auch rächte sich an uns die unbekümmerte Faulheit der beiden Schlesier beim ersten Umbruch, von der ich schon erzählte: Die Stoppeln waren streckenweise gar nicht oder nur dürftig untergepflügt worden und hatten sich deshalb kaum zersetzt; die Wurzelballen und –gewinde der Quecken waren noch unzertrennlicher ineinander gewachsen, das Unkraut seitdem wieder dicht und hoch geschossen. So wurde der Pflug oft aus der Furche geschoben; zwischen Rädern, Fahrgestell und Pflugscharen verfangen sich die Quecken und Stoppeln und verstopften das Getriebe. Die Ochsen, die ohnehin den Anfänger hinter sich spürten und sein Ungeschick ausnützten, zogen ungleichmässig, der Handochs trat aus der Furche.

Doch der plattfüssige Schifta war ein kameradschaftlicher und geduldiger Lehrer, der gern immer wieder seine Pferde stehen liess, um mir an die Hand zu gehen. So habe ich schnell das Vermeidbare zu beherrschen und in das Unvermeidbare mich zu finden gelernt. Die Schwierigkeiten der ersten und letzten Furche wurden mir in diesem Herbst nicht zugemutet; sie zu bewältigen lernte ich erst im folgenden Jahre, als kein anderes 'Mannsbild' mehr zur Hand war.

Bald musste ich auch den einscharigen Pflug führen. Denn das Feld war an einigen Stellen nach Süden abschüssig, mit Geröll durchsetzt und dort, wo ein Schlag Raps gestanden hatte, so verkrautet, daß der Zwieschar nicht mehr durchdrang.

Das waren nun Widerborstigkeiten genug für einen Anfänger! Sie konnten mich zuweilen ganz außer mich bringen und in einen Zustand versetzen, in dem ich mir hilflos und lächerlich zugleich vorkam. Da stand ich, nein zappelte ich auf dem Acker herum – was für eine Figur: mit ungeschnittenen Haaren unter einem gelegentlich gefundenen Soldatenkappe, das mir viel zu klein war, so daß ich den Rand herunterkrepeln musste, um es mir über den Haarschopf ziehen zu können; stoppelbärtig – die Aussichtslosigkeit, Rasierklingen zu erhalten liess das Bartschaben nur am Sonntag zu -; ein schmutziges, zerrissenes Hemd, denn den Dienstboten wurde auf dem Hofe nichts gewaschen und geflickt -; eine hellgraue Drillichhose, die zu kurz war, so daß die Schienbeine daraus hervorstachen; ungestalte, ruinenhafte, in eine Packung von Ackerlehm gehüllte Schuhe, von den Polen beim Fortgang auf dem Hofe zurückgelassen und von mir wieder aufgelesen . .

Diese Vogelscheuche fuchtelte am Pflug herum, verzweifelt darüber, wie man mit seinen zwei Händen zugleich den Pflug halten und lenken, mit der Zügelleine die unwilligen Ochsen führen, aber auch die Peitsche fassen und vor allem gebrauchen und sich dabei ständig vorwärtsbewegen soll! „Was für ein trauriger Stand des „Fortschritts“, habe ich alles hinwerfend geschrien, „bei einer Arbeit, die nun immerschon ein paar Jahrtausende getan wurde! Wenn ich mich umsah, erkannte ich wohl Erleichterungen, die bei anderen Bauern im Schwange waren. Vor allem ergaben sie sich dem Ochsentrott und liessen sich Zeit. Der Alte aber trieb und trieb und musste wohl auch treiben bei der für die Grösse seines Gutes zu geringen Zahl an Arbeitern. Darum konnte er auch nicht, wenn Eile vonnöten oder das Gelände schwierig war zwei Personen an einen Pflug stellen, damit der eine den Pflug lenke und der andere die Zugtiere führe. Und dann der Umgang mit der Peitsche! Sie muss beim Pflügen mit dem Einschar sehr lang sein, wenn man die Tiere damit erreichen will. Denn es ist ja durchaus nicht möglich den Platz hinter dem Pflug zu verlassen und an die Tiere näher heranzurücken. Allerdings – so erzählte mir Alfons, würde man in seiner Heimat den Pflug auf einfache Weise mit zwei Ketten im Gleichgewicht halten, so daß man ihn auch ein Stück allein fahren lassen könne. Die Haken hierfür waren auch an unseren Pflügen vorhanden. „Aber“, erklärte der Bauer, „wir machen das hier nicht und haben es nie gemacht“ – also unterblieb es. Sie warfen eher die Peitsche beiseite und schlugen mit der Zügelleine auf dem Sollochs herum, ein sehr unbeholfener Ausweg, zumal der Handochs damit garnicht getroffen werden konnte. Und in der Tat machte so das Ackern des Bauern selbst in schwerem Gelände einen ziemlich hilflosen Eindruck. Der Verschleiss an Wut und schweisstreibendem Gezeter stand im unsinnigsten Missverhältnis zum Erfolg.

Gewiss, vieles wurde leichter durch Übung. Ich lernte meine Ochsen und diese lernten mich kennen. Ich verstand den Zügel so zu halten, daß er sich nicht mehr um das Rad wickeln konnte und die Peitsche zu schwingen, ohne daß sie sich in den Ochenschwanz verknotete. Auch vermochte ich schließlich den Pflug im rechten Augenblick mit einer Hand zu führen.

Und es kamen Tage und Strecken guten Bodens, an denen das Erdreich weder trocken verhärtet noch in schmierigen Lachen aufgeweicht, sondern nachgiebig und schneidbar war. Es zogen Stunden stillen und stetigen Ackerns herauf, in denen das Auge auch neben den Pflug und über ihn hinaus schweifen konnte und die Gedanken wieder Raum gewannen. Ja, ich erzog mich bewusst zum stillschweigenden Ackern, so daß mich wohl Alfons lachend

fragte, wo ich meine Stimme gelassen hätte. Mit eigener Lautlosigkeit in das stille Leben der Felder einzumünden wurde mir zu einem Gebot, dessen Missachtung verletzt. Wirst du in der Stille um dich selbst still, räumst du dich damit selbst aus dem Wege und lässt heimlichere Stimmen in und um dir sich vernehmbar machen. In Stille wirkt Gnade.

An einem Vormittag stand, nachdem es am Morgen geregnet hatte, eine breite, massige Wolkenbank so niedrig über dem Waldrand auf der Höhe, daß ich wieder von der Vision eines lichten Gebirges betroffen wurde, wie einst am Abend vor der großen Stadt. So hell von der Tagessonne beschienen war der Eindruck nur noch viel unirdischer. Ich wagte nicht, mich nach Alfons umzusehen und ihn auf diese Erscheinung hinzuweisen. Ich fuhr bedächtig, in Schauen versunken, das Feld hinauf und dann eilig wieder hinunter in Sorge, daß unterdessen hinter mir das Luftgebilde vergehen möge. Aber es stand noch mehrere Male beim Umwenden unverrückt vor mir. Ich erinnerte mich an ein buntes Bild in dem geliebten Geographiebuch meiner Knabenzeit, auf dem die Dolomiten gleich massig und doch luftverdünnt über einem Wiesen- und Waldtal aufsteigend dargestellt waren. Und die sehnsuchtsvollen Töne eines alten Kirchenliedes stiegen in mir auf . . . „mein sehnlich Herz so gross Verlangen hat und ist nicht mehr bei mir – weit über Berg und Tale, weit über flaches Feld schwingt es sich über alle und eilt aus dieser Welt . . .“

Einige Tage später machte ich eine noch aufregendere Entdeckung. Es war kalt und regnerisch gewesen vom Morgen an. Dennoch bestimmte der Alte am Mittag, daß wir, Alfons mit den Pferden, ich mit den Ochsen hinaus zum Pflügen müßten. Schon an der Abdeckerei fegte ein Regensturm über uns hin. Vergeblich versuchten wir uns unter der alten Akazie zu bergen – das Blätterdach war zerschissen. Oben auf dem Acker, der weit und breit keinen Schutz bot, weichte uns ein neuer Guss bis auf den Leib durch, wie sehr wir uns auch hinter dem hohen alten Gaul verkrochen. Der Sturm trocknete uns zwar danach wieder, nur froren wir hundemässig.

Missgelaunt spannten wir ein, um uns durch Bewegung wieder zu erwärmen, was auch halbwegs gelang. Der Sturm trieb die Wolken auseinander und liess keinen Regen mehr hinunterfallen. Der Erdboden war freilich sehr schmierig, aber das machte uns nun nicht mehr viel aus. Die Luft war regenklar und der Sturmwind zog immer fernere Wolkenvorhänge über der weiten Ebene auseinander, durch die irgendwo die Donau floss. Unwillkürlich waren meine Augen wieder auf der Suche nach einem der ersehnten Wolkenphantome. Da liess ich stutzend meine Ochsen anhalten. War das, was ich am südlichen Horizont ausmachte, nur ein Wolkenbild oder – waren es wirkliche Berge? Die Wolken bewegten sich schnell und verrückten auch in der Ferne ihren Standpunkt und ihre Gestalt recht vernehmlich. Aber sieh! da war eine gipfelig gezackte Wand, die stehen blieb, und Wolken lösten sich immer deutlicher von ihr ab. Und dann brach unten die Sonne durch und die Spitzen leuchteten weiß auf.

Nun gab es keinen Zweifel mehr. In dieser wetterklaren Herbststunde grüssten uns über eine Weite von etwa zweihundert Kilometern die Alpengipfel im Neuschnee. Ich rief Alfons an. Wir standen mit unseren Gespannen auf dem regennassen Sturzacker im Herbststurm und ich deutete ihm die Berge aus, wie sie in immer längerer Kette am Blickrand im Süden hervortraten. Da packte mich Wandersehnsucht, der Trieb fortzugehen, eine Strasse dort hinunter, ohne nach rechts und links zu schauen, in mich gekehrt, Stück für Stück, Schritt um Schritt, durch Grenzen und Räume, schrankenlos und unbeachtet, . . . wir haben hier keine bleibende Statt, die zukünftige suchen wir . . .

Mitte Oktober, nachdem als letzte Frucht die Rüben eingebracht waren, wurde im Dorfe die Kirchweih gefeiert, die zwei Tage, Sonntag und Montag währte. Sie schloß wohl den Erntedank mit ein. Für uns landfremde Dienstboten bescherte das Fest ein reichlicheres Essen. Eine Gans wurde geschlachtet, es gab – in dieser schweinsschlachternen Gegend etwas Besonderes – eine Rindsbrühsuppe mit Knödeln, danach zweierlei Fleisch; zur Brotzeit einen Arm voll Kuchen und die Freiheit sich im Laufe des Tages mehrere Maß Bier zu holen. Das

Brot war für diese Tage ausnahmsweise im Hause gebacken worden. Es wurde wohlschmeckend gewürzt und am Sonntag Morgen in die Kirche getragen und geweiht.

So wie bei der Kirchweih gibt es dort noch eine Reihe von Gelegenheiten, christkatholische Bräuche außerhalb der Kirche im Bauernhaus und Bauerntag des Dorfes zu üben.

Am Dreikönigstag werden über der Tür, für das ganze Jahr bestimmt, in Kreideschrift die Initialen KMB – Kaspar + Melchior + Balthasar – der heiligen drei Könige aus dem Morgenlande angebracht mit der neuen Jahreszahl und Kreuzen dazwischen.

Am Ostermorgen werden weißes Brot, Eier und Schinken in die Kirche getragen, dort geweiht und danach in der Familie und an das Gesinde verteilt: Der Osterflor.

Im hohen Frühjahr werden an mehreren Werktagen Bittgänge um gnädiges Wachstum veranstaltet, die mit den umliegenden Kirchdörfern verabredet sind. Unser Bauer versäumte deren keine, schickte aber uns, auch meine katholischen Kameraden, aufs Feld. Da trug uns denn der Morgenwind das Gemurmel der Litanei ans Ohr, zwei Kirchenfahnen erschienen über dem Hügel und danach in zwei Reihen nebeneinander, die Hände über Rosenkranz, Gebetbuch und Hut gefaltet, die ganze Dorfeinwohnerschaft, Männer, Frauen, Kinder. Im Umsehen entdecken wir eine gleiche Prozession auf einer anderen Straße. Glocken läuten ihnen entgegen. Sie verschwinden im Nachbardorfe, wo gemeinsam die Messe gehalten wird. Dann pilgern sie wieder heim und sind zum „Kaffee-Essen“ wieder an ihrem Tisch.

Vom Fronleichnamfest, das in unserem Dorfe an zwei Donnerstagen nacheinander begangen wurde, werden die Birkenzweige, mit denen der Prozessionsweg geschmückt ist, in die Scheunenwinkel gestellt und dort das ganze Jahr über aufbewahrt. Sie sollen vor Feuer und Blitzschlag hüten.

An einem Sommermorgen hing ein roter Teppich über der Estrade vor dem Kirchenportal. Als wir in den Klee fuhren, hielt der Bauer den jungen Fuchs zurück und ließ an seiner Statt einen Ochsen zu dem alten Gaul spannen. Draussen hörten wir mehr Glockengeläute als sonst am Morgen. Beim Kaffee-Essen erfuhren wir von der Stallmagd, daß der jährliche Pferdesegen erteilt worden war, zu dem die Bauern ihre besten Pferde vor der Kirche versammelten.

In der Reifezeit gibt es einen Sonntag, an dem die Frucht aus Feld und Garten in der Kirche geweiht wird. Ich beobachtete, daß diese Weihegaben sich in einen mehr oder minder prächtigen Blumenstrauss verwandelt hatten.

Einen bescheidenen Brauch hatte ich auch angenommen: Das Brot vor dem Anschnitt mit dem Messer zu bekreuzen.

In allen diesen Bräuchen ist wohl ein gutes Quentchen Dämonenfurcht und Dämonenbeschwörung enthalten.

Noch war der Herbst prächtig und doch kündigte sich das Nahen des Winters an. Die Tage wurden schon so kurz. Wir fuhren mittlerweile bei noch nächtlicher Dunkelheit in den Klee – es war eine letzte Mahd der Luzerne – und kamen am Abend mit den aufblühenden Sternen ins Dorf. Ging uns im Sommer die Sonne über dem Kleeacker auf, so senkte sie sich nun über den Pflügern im Westen hernieder.

Die Vormittage waren oft in Nebel gehüllt, manchmal so dicht, daß wir uns auf dem selben Acker nebeneinander pflügend nicht erkennen konnten, sobald nur einige Schritte zwischen uns lagen. Die Sicht war eng auf Gespann und Pflug begrenzt, ja zuweilen schwanden schon die Ochsenköpfe ins Undeutliche. Es war ein heimlich-dichtes Auf-sich Verwiesensein, während viele laute, nahe und ferne Rufe und Gesänge in den Nebelwogen geisterten.

Eines Morgens, beim Eggen im Nebel, roch ich einen guten Tabak, konnte aber nichts erkennen noch vernehmen. „Her“ rief ich, „der gute Tabak her zu mir!“ Da trat neben meinen Ochsen der Bauer B., ein Bruder meines Alten, lachend hervor. „Hast du deine Pfeife da?“ Ich

zog sie aus der Hosentasche. „Ist schon recht –, er reichte mit seine Dose und ich stopfte; ein paar Worte über die Arbeit, und der Nebel verschluckte ihn wieder.

Indessen steigt die Sonne. Ich spüre mehr ihre Erwärmung, als daß ich sie durch den Nebel leuchten sehe. Nun ist sie ein milchig gelber Fleck; endlich beginnen sich Nebelschwaden vom braunen Acker zu lösen und ein Schleier nach dem anderen wird vom Lande fortgezogen. Zuletzt erscheinen die Häuser des Dorfes und nach und nach auch der Kirchturm. Jetzt flutet die Sonne mit sommerlicher Kraft auf die nachtkalte Erde. Ich knüpfte das Halstuch auf und werfe die Jacke – den „Frack“ – auf den Feldrand.

Aber es kommen auch Tage, an denen der Nebel über Mittag bleibt und erst die schon nach Westen sich neigende Sonne mit blassem Golde und müder Wärme das herbstliche Land von den Schleiern erlöst. Dann erst entdeckte ich, daß die Schafherde, deren Hirtenrufe und Hundegebell ich schon lange vernahm, dicht neben mir auf dem Stoppelacker steht, den ich eben umpflüge; oder daß die Rehe nahe herangekommen sind und unbesorgt äsen, solange die Ochsen weitergehen. Erst wenn ich sie anhalte, richten sie sich auf, wittern und springen ein Stück davon. Ja, die Hasen liegen oft so nahe in der Furche vor mir, daß sie die Ochsen fast treten müssten. Doch ein Satz – der Nebel hat sie wieder verborgen.

An einem kalten Nebelmorgen hatten wir Weizen zu säen. Er wurde in drei Säcken zunächst zum Beizen ins Lagerhaus gebracht. Von dort fuhr ich aufs Feld. Mir froren die Ohren; und als ich an den Dorfrand kam, entdeckte ich auf den Dächern der Holzschuppen den ersten Reif. Dann waren auch die Wiesen vom Reife weiß und die Pfützen auf dem Fahrwege hatten einen dünnen Hauch von Eis. Da war er – der Herr Winter!

Er brachte den Pflügern unbehagliche Morgenstunden. An den eisernen Griffen frieren die Hände erbärmlich, aber das Ackern in Handschuhen macht sich sehr unbeholfen. Sind gar die Erdschollen gefroren, treten die Ochsen nicht mehr fest auf, denn die harten Krumen tun weh. Mein sonst so braver „Gustav“ war in diesem Punkte besonders empfindlich. „Gustav, lass die übertriebene Fusspflege“ rief ich ihm dann lachend zu; aber er konnte sich beim Auftreten schlimmer zieren als ein Großstadtjunge, der ungewohnterweise über spitzen Schotter barfuss läuft. Dann warteten wir sehnsüchtig von Furche zu Furche darauf, daß die Sonne durchkam, die Erdrinde auftaute und die klammen Glieder erlöste. Dann ging es wieder munter fort.

Im November blieb uns noch ein stattliches Feld nördlich des Dorfes zu pflügen. Hier hatten Gerste, Hafer und Wicke gestanden und sollten im nächsten Jahre die Futterrüben („Perhunde“ = Burgunder) hinkommen. Wir luden und fuhren also noch einmal Mist und setzten zum letzten male zum Pflügen an. Es war weit vom Dorfe. Der Alte kam nur ein einziges Mal dorthin und war mit unserer Leistung zufrieden – er sprach es sogar aus. Es „pressierte“ nicht mehr. Der Boden war unterschiedlich. Ich vermutete an gewissen Stellen Grundmauern und Steinwälle unter der Ackerkrume, von alten, vielleicht römischen Siedlungen. Wir befanden uns ja im Raum des Limes. Hier ging für uns das Jahr der Feldarbeit still zu Ende.

Die Bäume rundum wurden von Tag zu Tag kahler. Die allerletzten Blüten von den Wegrändern verschwanden, an den Gräben starteten auf verdorrten Stengeln nur noch braune Distelköpfe in den grauen Tag. Riesige Starenschwärme hatten sich versammelt, fielen mit erschreckendem Geschwirr in schwarzen Wolken in die gepflügten Äcker ein und besetzten, wenn die Nacht nahte, weit und breit, Flügel bei Flügel alle Leitungsdrähte bis zum Durchbiegen. Auf einen Schlag waren sie fortgezogen. Wo sie übereifrig nickend und pickend nach uns den frisch umgeworfenen Acker durchforscht hatten, stakelten jetzt schwerer und bedächtiger die Krähen daher.

Ich träumte wieder. Noch im Sommer und frühen Herbst hatte ich mich in Gärten und Gärtchen geträumt, jetzt versuchte ich es mit einem Bauernhof! Ich überdachte, unter welchen Umständen ich Bauer sein könnte und wollte. Mir war klar geworden, daß ein Hof von der Grösse wie der, auf dem ich arbeitete, die Kraft eines Bauern mit gesunder Frau, einem Knecht und einer Magd bei weitem überstieg. Das aber wäre eben die Lebensgemeinschaft, in

der ich als Bauer arbeiten wollte. „Haus, Hof und Gesind“ nebst „Weib und Kind.“ Meinen Hof dachte ich mir nicht grösser, als eine rechte Familie aus eigener Kraft gut und recht bestellen kann. Was grösser ist, obliegt heute der Wirtschaft mit Maschinen und Motoren. Nach den Erfahrungen dieses Sommers hielt ich es auch für unmöglich, eine solche Familienwirtschaft künftig noch als blosser Getreide- und Hackfruchtkultur zu betreiben; sie müsste durch eine Gartenfeldwirtschaft ersetzt werden, und damit war ich in meinem Element mit dem Ausdenken und Erwägen zweckmässiger Anbaupläne. Ich ging alle Arbeiten und Sorgen und alle Jahreszeiten durch. Ich bemühte mich, in meinen Vorstellungen nichts auszulassen. Ich kämpfte alle denkbaren Schwierigkeiten und Gefahren durch. Ich überschlug und rechnete. Die Viehhaltung machte mir viel Kopfzerbrechen. Meine stille Liebe für Kleinvieh spielte sich mächtig auf, aber schien mir die Rechnung zu verderben.

Was die Ausstattung mit Maschinen angeht, so folgte ich meiner Neigung zum 'Ein-Mann-Gerät'. Die Maschine sollte arbeiten helfen, nicht aber mich der Arbeit berauben. Sie sollte die Reichweite des arbeitenden Menschen verlängern, seine Kraft wirksamer machen, nicht aber ihn ausser Betrieb setzen. Aber dann war ich mir auch gewiss, daß ich den Maschinen, die ich mir anschaffen würde, gut sein müsste. Ich malte mir aus, was zu ihrer Pflege nötig sein würde, immer die jammervolle Nachlässigkeit vor Augen, mit der rings um mich alles, was aus Eisen war, behandelt wurde, wobei der grösste Hof im Dorfe keine Ausnahme machte. Quietschten die Radachsen am Pfluge, daß die Ohren es nicht mehr ertrugen, dann wurde nicht etwa geschmiert, sondern man kippte den Pflug aus der Furche und pisste auf die Radnaben . . .

Der Rentabilitätsvergleich mit anderen Produktionszweigen freilich wollte nicht zugunsten meines Hofes ausfallen. Anscheinend unabänderlich geriet der Wert landwirtschaftlicher Arbeit ins Hintertreffen etwa gegenüber industrieller Massenfabrikation. Die Aufgabe – und auch das Glück des bäuerlichen Lebens, wie ich es mir ausmalte, würde deshalb in erster Linie in der Selbstgestaltung und Selbsterhaltung des eigenen Daseins beruhen. Bescheidenheit in der Anschaffung industrieller Fertigerzeugnisse und intensive Eigenerzeugung müssten helfen.

So wanderten meine Gedanken durch Feld und Haus meiner Träume. Sie verweilten beim Tagewerk der Frau; ich sah das Leben am Familientisch an Werk- und an Feiertagen, an Sommer- und an Winterabenden. Ich erlebte mit den Meinen Weihnachten und Sommersonnenwende, ich fuhr in die Stadt und überdachte, wie ich wohl einen Besuch aus der Stadt empfangen würde . . . und träumte, träumte vom Leben . . .

bis an einem Nachmittage der Regenschauer zu wüst wurde um noch träumen zu können. Das Lehmwasser stieg durch die hoffnungslosen Löcher in die Schuhe, ein Absatz riss im zähen Erdreich ab. Schnee schlug mit dem Regen ins Gesicht. Ein guter Lederriemen ging mir von der Peitsche, die ich hinter mir her schleifen liess, verloren. Wir krochen tief in unsere Rockkragen und suchten die Furchen nach ihm ab, um einem langwierigen Gerede des Alten über diesen Verlust zuvorzukommen und fanden ihn nicht. (Erst an einem lichten Frühlingstag des nächsten Jahres kam er wieder zum Vorschein.) Die Dunkelheit brach darüber herein. Triefend Mensch und triefend Tier zogen wir über die weit und breit verlassene Flur dem Dorfe und dem trockenen Dache zu.

Der Winter rückte vor. Die grün aufgegangene Saat hielt im Wachstum ein und machte sich hart gegen Schnee und Frost. Die zuletzt gesäten Äcker waren nur mit ganz zarten Halmen beschattet, auf den allerletzten schliefen die Keime noch im Erdreich. Der junge Klee, der, als die Gerste darüber abgemäht war, noch schnell ins Kraut geschossen war, wurde jetzt braun. Die Schafherde graste die letzten Blättlein ab. Alle anderen Äcker lagen umgepflügt. So liessen wir die Felder hinter uns und gingen auf die winterlichen Arbeitsplätze: Wiese, Hof und Wald. Die Zugtiere hatten längere Ruhezeiten. Statt ihrer mussten wir wieder selbst zupacken, beim Fällen hundertjähriger Fichten, beim Sägen und Holzhacken, beim Dreschen, Futterschneiden und Einfahren.

Zu unserem Glücke meinte es der Winter vorerst ziemlich milde mit uns – in unserer ofenlosen Kammer, mit unseren windigen Kleidern und zerrissenen Schuhen. Ich hatte auf dem Rumpelboden noch ein Paar Röhrenstiefel mit Holzsohlen gefunden. Sie stammten von einem Polen, waren rechte Ungetüme, aber warm . . . bis ich an einem Morgen beim Eishauen von dem rechten Stiefel die ganze Sohle verlor – sie war halt abgefault – und ich im Strumpf auf Eis und wässerigem Schnee stand. Der Alte brummte; er wollte nicht einsehen, daß ich so nicht weiter arbeiten mochte. Ich maulte dagegen und trottete heim um seufzend wieder meine ausgedienten Soldatenschuhe hervorzuholen. Von den Polen-Schäftern schnitt ich die Röhren ab und hatte an ihnen noch ganz brauchbare Gamaschen.

Im Dorfe brummten jetzt die Dreschmaschinen, bald hier, bald dort. Es gab deren zwei, die genossenschaftlich betrieben wurden. Eines Tages war unser Hof an der Reihe. Am dunklen Nachmittag wurde das Ungetüm – das im Dorfmund noch immer unter dem Namen „Dampfmaschine“ ging, obwohl es längst mit elektrischer Kraft betrieben wurde – mit viel Umstand und Geschrei durch das Scheunentor gezogen und in der Durchfahrt aufgestellt, die es ziemlich der Breite und der Höhe nach ausfüllte.

Der Alte lief im Dorf umher, um Hilfskräfte zusammenzusuchen. Es war üblich, sich zum Dreschen die Dienstboten gegenseitig zu entlehnen. Auch ich habe auf anderen Höfen beim Dreschen mitgeschafft. Unterdessen verdienten sich die Maschinisten mit der Einrichtung der Maschine eine erste gute Brotzeit. Sie wurden im Lohn und in der Verköstigung vor allen anderen Arbeitern bevorzugt.

Am nächsten Morgen wurde früher geweckt und schnell das Vieh versorgt. Um sechs Uhr, noch bei finsterner Nacht lief die Maschine an. Der Alte verteilte die Arbeitsplätze. Zwei Knechte steigen in den Stock. Sie haben die Garben herauszureissen und auf die Maschine zu reichen. Dort hocken zwei Frauen um die Garben aufzulösen. Das Einlegen des Dreschgutes in die Maschine obliegt gewöhnlich einem der beiden Maschinisten, die sich darin ablösen, der andere überwacht den Gang der Getriebe.

Am Ende der Maschine, der Strohpresse, beginnt der Wirkungskreis der „Strohkolonne.“ Einer hat die Strohballen wegzunehmen. Je nach Weglänge obliegt ein oder zwei Dienstboten der Transport des Ballens an den Platz, wo durch einen weiteren Mann das Stroh wieder „angeschlagen“, also aufgeschichtet wird.

Vor der Maschine wirkt der Alte meist selbst. Denn hier rinnt ja der goldene Weizen in die angeklammerten Säcke. Sind sie gefüllt, müssen sie abgehoben, gewogen und auf die bereitstehenden Wagen oder sonstwohin getragen werden. Das ist der Posten für einen Kraftmeier, denn jeder Sack fasst zwei Zentner.

Ein „Weibsbild“ hat die an den Seiten ausfallende Spreu und den „Dreck“ einzufassen, ein anderes trägt in hohen Spankörben die Spreu, die zum Einstreuen im Stall verwendet wird, an den dafür bestimmten Platz.

Für den Dreschherren bedeutete diese Arbeitseinteilung eine weit über das alltägliche Maß hinausreichende Organisationsaufgabe. Gedroschen wurde am Vormittag und am Nachmittag je 6 Stunden mit einer halben Stunde Brotzeit dazwischen. Wir hatten es nur der wiederholten Stromsperre zu verdanken, daß die Maschine oft nur einen halben Tag lief.

Ich gehörte meist zur Strohkolonne, wenn ich auch alle anderen Arbeiten gelegentlich mitgemacht habe. An welchem Platze auch immer, für Empfindungen und Betrachtungen blieb mir beim Dreschen kein Augenblick. So wie die Dreschmaschine hier arbeitete, war sie ein Musterbeispiel der unerträglichsten Stufe der Mechanisierung, wo nämlich Maschinenarbeit und menschliche Arbeit ineinander verflochten sind. Da bestimmt die Maschine das Tempo und zwingt den Menschen, sich ihrem Getriebe einzufügen. Lief die Maschine im schnellsten Gang – und wie sollte der Bauer nicht darauf bedacht sein – dann waren wir Handlanger ohne Gnade in den Takt des Kolbens und des Schwungrades hineingepresst.

Dabei war nicht einmal das Schlimmste, daß die Strohballen so breit und schwer gemacht wurden wie Matratzen für ein behäbiges Doppelbett; - daß der „Dreck“ immer wieder in die Maschine geworfen und so manche Ballen derartig mürbe aus der Presse kamen, daß sie nur mit List und Tücke gehoben werden konnten ohne auseinander zu fallen – ein Regen von Streu und Staub ergoß sich aus ihnen ohnehin auf mein Haupt; - mit alledem wurde man schliesslich - und musste es ja auch – durch Kraftanwendung und Geschicklichkeit fertig.

Schlimmer war, wenn die Maschine selbst ihren Arbeitsanteil nicht bewältigte: Da platzen die Strohballen, die Bindevorrichtung an der Presse versagt, eine Flut losen Strohs steigt um mich ohne aufzuhören, bis ich schliesslich auch versage, während die Räder im gleichen Takte weiterschwingen und das ausgedroschene Stroh in einem hemmungslosen Strom aus der Maschine herausstürzen lassen.

Der Maschinist kniet fluchend auf der Presse und sucht den Fehler, der Alte brüllt durch den Lärm mich an, ich tobe mit der Gabel in den Bergen von Stroh herum und kann ihrer nicht Herr werden. Der Mann im Stock aber mag mir das lose Zeug nicht abnehmen – ihm ist an festen Bunden gelegen, um das Stroh ordentlich packen zu können. Und das alles wird verdunkelt durch qualmenden Staub -.

Ja, der Staub! Das war das Allerschlimmste – wenigstens für mich. Ihm war ich nicht gewachsen und er hat mich einigemal beim Dreschen in die Knie gezwungen. Dabei war ich hinter der Strohpresse noch nicht einmal seinem dichtesten Angriff ausgesetzt. Eine besondere Empfindlichkeit gegen Staub, die leicht Schnupfen und heftiges Niesen hervorruft, besteht bei mir von jeher. Nun aber war dort beim Dreschen die Staubentwicklung derart, daß man im wahrsten Sinne des Wortes „Staub fressen“ musste (wie Mephistos Muhme, die berühmte Schlange, fiel mir dabei ein). Es gab keine Hilfe dagegen. Auch mag Getreidestaub für mich besonders gefährlich sein. Jedenfalls wurden alle Luftwege in mir schnell heftig gereizt, Schnupfen und Niesen brach aus und durch ein entzündliches Anschwellen der Wände der Luftwege – so stellte ich mir es vor – entstand eine schlimme Atemnot; und dabei benötigte ich doch zu dem fortgesetzten Heben der schweren Last mehr freien Atem denn sonst. Die Folge waren quälende Herzbeklemmungen, ein Zustand ruheloser Schwäche, an dem ich noch Tage nach dem Dreschen litt, ehe alles wieder im Lot und ich frei von Beschwerden war. Mehr oder minder wurden auch meine Kameraden so vom Staub geplagt, wenn auch keiner so sehr wie ich. Aber den meisten Einheimischen machte er rein garnichts aus. Ich habe sie nur beneidet. Dem Bauer galt ich in diesem Zustande als ein hoffnungsloser Versager. Er betrachtete mich nicht anders, als Heinrich, den Ochsen, der durchaus nicht fett werden wollte. Ich zahlte mich eben nicht aus.

Ich gehe seit dieser Zeit – leider – immer mit einer unbehaglichen Erinnerung an Scheunen vorbei, aus denen das Dröhnen – und der Staub des Dreschens dringt.

Wie so die Dinge lagen, bedeutete der Ruf „Ausgedroschen“ für alle Beteiligten ein erlösendes Wort. Nicht nur, daß eine schwere Arbeit getan war, wenn wir zum letzten Mal aus der in Staub starrenden, trübe erleuchteten Scheune selbst über und über in Staub und Schweiß eingekrustet und nach Atem keuchend über den nächtlichen Hof in die ruhigen Ställe wankten, wo langsam das Gedröhne der Maschine aus den Ohren abfiel, ein Schluck Bier die Kehle erlabte – ein weit über die alltäglichen Anforderungen hinausragendes Unternehmen war bewältigt. Der Bauer selbst ging darauf zu wie auf einem Wege der über einen schwindligen Abgrund führt, vor dessen Tücken man nicht sicher war. Es war eben die Maschine, die dem Dreschen dieses unheimliche Gepräge gab. Der Bauer beherrschte sie nicht, er war dem Können und Wollen der Maschinisten ausgeliefert. Der Vorsicht seiner Arbeiter konnte er nie ganz gewiss sein, ganz abgesehen von den Gefahren, die das Herumturnen auf den meterhohen Garben- und Strohstapeln im Stock mit sich bringt. Und dann seine grösste Sorge: Wird die Maschine auch genügend ausdreschen? (und sie tat es durchaus nicht immer!) Wieviel Säcke sich füllten, davon hing schliesslich massgeblich die Existenz dieses Weizen- und Gerstenbauern ab. So blieb die Maschine in jeder Hinsicht ein

Wagnis für ihn, der noch mit Flegeln (sie standen alle noch auf dem Boden, ihren legendären Schlag habe ich damals noch aus mancher Scheuer gehört) und ihrem Schwingen groß geworden war.

Dann kam der Tag nach geschlagener Schlacht. Ein Dorfnachbar spannte seine Ochsen vor die Maschine. Eine letzte böse Staubwolke abschüttelnd polterte sie zur Scheune heraus. Einige Fuhren praller Säcke wurden ins Lagerhaus gefahren, eine jedoch unter das Krantor im Hofe geschoben.

Nun steigt der Alte mit uns durch das alte Haus, das, wie eine Hausmarke von 1647 ausweist, am Ende des dreissigjährigen Krieges erbaut worden ist, über eine zerfallene Bodentreppe zum Kornboden hinauf, der sich über dem seit Jahren nicht mehr benutzten Tanzboden und darunter gelegenen Kuhstall befindet. Er schliesst auf, wir treten ein, er schlägt die Luke des Krantores zurück, Tageshelle erfüllt den Boden. In der Mitte steht der alte Kranbaum. Der Hebebalken wird hineingeschoben. Alfons und ich fassen je ein Ende und, im Kreise laufend, haspeln wir das dicke Seil herunter. Unten auf dem Wagen schlingt der Schiffta einen Sack ein, der Alte ruft „Auf!“, und nun winden wir, in umgekehrter Richtung kreisend und den Balken vor uns her stossend den Sack bis in die Höhe des Krantores. Der Alte ruft: „Nachlassen“ und zieht den Sack in den Boden hinein. So kommt Sack auf Sack hinauf. Hier oben lerne ich – aber erst nach und nach – einen Zwei-Zentnersack vor mich herbewegen. Der Alte kann sich nicht genug darin tun, mir dabei seine Kraft und Geschicklichkeit zu demonstrieren. Man muss den Sack, ihn mit aller Liebe an sich drückend, am Kopfe fassen, ihn lüften, indem man sich mit den Knien gegen ihn stemmt, und dann versuchen, mit diesem gewichtigen Partner kleine Schritte vorwärts zu machen.

Glücklicherweise ist auch ein Sackkarren da, um die Säcke weiter bis an den Platz zu fahren, wo wir sie, bis über die Knöchel im Korn stehend, ausleeren.

Hier ruht nun der Schatz, bis wir wieder hinaufsteigen, um ihn neu „einzufassen“, für die Mühle, zum Schrotten oder zur Aussaat. Säcke mit einem Zentner werden dann über die halsbrecherische Treppe auf dem Rücken hinuntergetragen, nur Zweizentnersäcke mit der Kranwinde heruntergelassen.

Oft muss das Getreide vorher geputzt werden – besonders das Saatgut -; und es war eine gewisse Winterbeschäftigung, einen ganzen lieben Vormittag lang die Kurbel der Putzmühle zu drehen, die aus Schüttelsieben und Windmühlenflügeln in einem Kasten zusammengesetzt ist. Dieses Kurbeln ist eine ganz oede Kuliarbeit, die ich aber doch gern hinnahm, nachdem ich mich darauf eingeübt hatte. Denn sie lässt eine völlige Abwesenheit der Gedanken zu, die ich auszukosten verstand.

Ich fand überhaupt Geschmack an dem Arbeiten auf dem Kornboden, hoch und abseits über der Hof- und Hauswirtschaft. Durch das alte Krantor schaute man auf das Hühnervolk herab, das den Misthaufen belebte; Tauben, Spatzen und Goldammern kamen auf das hohe Giebeldach nebenan, hockten sich in die vereiste Regenrinne und blinzelten in das unzugängliche Körnerparadies. Durch die Dachluke auf der anderen Seite grüsste vertraulich nahe die Kirchturmuh. Über die Dächer des Dorfes ging hier der Blick weit über die verschneiten Felder. Ab und an streifte eine Katze inspizierend durch das eigens für sie ausgeschnittene Türloch. An den Querbalken hingen fett-triefend die geräucherten Schinken und Speckseiten. Unter den beiden Dachseiten lagen in breiten, mit Brettern abgeteilten Kästen die Getreidevorräte: Der lange Hafer, die dralle Gerste, der rote Weizen, der graugrüne Roggen und die Saubohnen, in Säcken steht dabei der kostbare Kleesamen.

Hantiert wird mit dem strohgeflochtenen 'Wannl', mit einer flachen Holzschaufel, Holzrechen und Reiserbesen.

An den Vorräten auf dem Hofe labte sich des Bauern Selbstgefühl. Kein Lagerhaus, keine Absatzgenossenschaft, kein Ablieferungszwang kann ihm das ersetzen. Nur der greif- und sichtbare Vorrat in der Scheuer, auf dem Boden, im Keller und in der Miete macht ihm das Haben nach dem Soll eines schwer durchgearbeiteten Jahres so recht fassbar.

Die Fahrt des Getreides zur Mühle besorgte der Bauer fast immer allein. Da liess er sich nicht gern hineinleuchten. Nur ein einziges Mal – es war schon im zweiten Winter – liess er mich fahren.

Als ich damals einspannte, war es noch nicht ganz hell, aber das dicke Eis am Stallfenster sagte mir schon, daß es draußen bitter kalt sein müsste. In der Tat hatte man an diesem Morgen in der Mühle achtunzwanzig Grad Kälte gemessen.

Es lag ein ziemlich dicker Frühnebel über dem Land, auf Schnee und Eis hatte sich frischer Rauheif gesetzt. Weder ich noch die Ochsen vermochten deshalb auf der Strasse die eingefahrenen Spuren zu erkennen. Wir glitten leicht aus und fuhren vorsichtig und bedächtig, so gern wir der andringenden Kälte wegen schneller getrabt wären. Der Bauer kam hinter uns her: „Fahr nur zu, schicke dich, schlag´ doch drauf!“ – „Es ist glatt, die Ochsen sind unsicher, der Sollochs hat noch Eisen unter den Hufen!“ – „Red nicht, gib´ schon her!“ Ich gebe stumm Leine und Peitsche ab und gehe hinter den Wagen. Ich sehe, daß wir aus dem Nebel herauskommen. Gegen die rötliche Helle im Osten behaupten sich im Westen noch einige Sterne und ein schmaler Sichelmond. Der Bauer treibt die Ochsen mit Rufen und Schlägen an. Sein Lärm verhallt in der kältestarrenden Weite. Kaum haben sich die Ochsen in Trab gesetzt, stürzt „Emil“ lang hin. Der Alte treibt ihn wieder hoch, er steht zitternd. „Komm hierher, fahr weiter.“ Der Alte gibt mir ohne mich anzusehen, Leine und Peitsche zurück, ich nehme sie wortlos, fasse den Sollochs beim Halfter und lasse ihn bedächtig weitergehen. Der Bauer onkelt, die Hände in seinen dicken Fäustlingen hängen lassend, quer über die Wiesen auf seinen Eis-Teich zu. Also werden wir anderntags mit dem Eisfahren beginnen.

Ich tummle mich weiter und schaue

„wie der Wecker mit dem rötlichen Fuss
halb im Gewölke steht
und der Winter um sich her das Gefilde
sanft schimmernd bedeckt . . .“

Auf einem Wege zwischen weißbesterntesten Birken, die im ersten Sonnenstrahl aufglitzern, gelange ich zur Mühle. Der Mühlknecht hilft die Säcke abladen, fährt sie auf einem Karren zur Waage und leert sie dann in das Sieb. Ich decke indessen die Ochsen zu, binde die Leine kurz an den Wagen, kopele den Sollochs aus und flüchte vor dem beissenden Frost in den Mühlenraum, die Ochsen durch das Fenster im Auge behaltend. Unterdessen ist der Bauer angekommen und handelt mit dem Müller, der sein Vetter ist. Mit mir schwätzt die Magd, bis sie der Müller herauf ruft. Ich steige auf den Wagen, der Müller schiebt ein Brett aus der Ladeluke herab und lässt die Mehlsäcke auf den Wagen herunterrutschen. Ich verstaue sie und lege die Decken darüber. Der Alte ermahnt mich „Obacht zu geben“ und lässt mich fahren. Er selbst geht wieder über die Wiesen.

In der Scheune angekommen, schirre ich die Ochsen aus und führe sie in den Stall. Die Sonne scheint jetzt schräg in den Hof. Der Alte hat unterdessen seine tägliche Bratwurst gefrühstückt und die Schürze seiner Frau umgebunden – das heisst: Abladen. ‚Kraus-Karl‘ - derzeit Stangenreiter auf dem Hof – ist nicht zur Hand. So muss ich mich denn wohl oder übel an die Zweizentner-Mehlsäcke heranwagen, deren Gewicht ich bis dahin immer gescheut hatte. Ich rücke einen Sack auf dem Wagen zurecht und lasse ihn mir auf den Nacken fallen. Ich stemme mich hoch – es geht; es geht sogar ganz gut – bis zur ersten Stufe. Ich ahne nicht, daß eine Stufe mit solcher Last nicht so leicht zu nehmen ist und stürze auf die Knie. Meine Russenhose platzt auf, und der Sack liegt im Schnee. Der Alte brummt und zeigt mir eine ausgetretene Stelle, über die sich der Sack leichter hochtragen lässt. Fortan habe ich stets die grossen Säcke mit in die Mehlkammer geschleppt, wenn ich auch nie begriffen habe, warum die Menschen sich mit Zweizentnersäcken plagen, dieweil doch der Sack mit einem Zentner gleich gute Dienste leisten müsste bei geringerer Anstrengung und besserer Handlichkeit.

Für Zeiten ohne dringliche Arbeiten hatte der Bauer stets einige Lückenfüller bei der Hand, und solch ein Lückenfüller war das Schrotten. Hierfür stand in einer nicht benutzten Durchfahrt unter allerlei Gerümpel eine Schrotmühle und ein tragbarer Motor bereit. Da sich an der Decke der Durchfahrt die Taubenkästen befanden und auf dem durchlässigen Boden darüber der Häcksel aufgespeichert wurde, waren beide Geräte stets mit einer festgebackenen Mistkruste bedeckt.

War nun also ein Tag ohne rechte andere Arbeit gekommen, dann wurde die Mühle unter Holz, Futterrüben oder was sonst da gerade herumlag, aufgestellt, der Motor mit dem Treibriemen angeschlossen und der schlimmste Dreck abgekratzt. Vom Boden wurde Hafer und Gerste herbeigetragen und die Mühle in Gang gesetzt. Sie erfordert eine sehr geruhsame Bedienung: Mit dem 'Wannl' wird das Schrotgut in den Trichter geschüttet – man denke an die letzte Szene von 'Max und Moritz' - und unten aus dem Kasten das Schrotmehl wieder in den Sack geschaufelt. Dazwischen herrscht Ruhe und Sinnierpause unter dem Rattern und Mahlen der Steine in der Maschine, allenfalls einmal dadurch unterbrochen, daß der Treibriemen unvorschriftsmässig von der Scheibe springt. Der Haufen im Trichter sackt langsam aber unaufhaltsam herunter und durch die Öffnung am Trichterboden zwischen die zermürbenden Steine. Ich schaue auf dieses Rinnen, aus dem es kein Entrinnen gibt. Ohrwürmer und Kornkäfer versuchen verzweifelt sich zu retten, indem sie die Trichterwände emporklimmen. Meist rutschen sie wieder ab, nur einzelne kommen bis an den Rand hinauf. Dieses Rennen um das Leben beginnt mich manchmal nachgerade zu erregen! Was soll ich denn tun? Sie wieder in das rinnende Korn zurückstossen, damit dieses „Ungeziefer“ mit zermahlen wird; sie herausstreifen und auf den Fussboden werfen – wo sie von den lauenden Hühnern erwartet werden? Da ist es auf einmal, das verfluchte 'Vernichten unwerten Lebens' exemplifiziert an Ohrwürmern und Kornkäfern – oder? Sind es nicht Lebewesen? Und wie steht es mit dem 'Schrotgut', das durch den Trichter in die Zerstörung stürzt. Gerste? Hafer? Jedes ein vollständiger, reifer, entfaltungsbarer Lebenskeim!

Schon gut - die Pflanze ist kein Tier, ein Käfer kein Hund, ein Schwein kein Mensch. Aber in allen gemeinsam die unergründliche Fähigkeit zu leben und Leben fortzu„pflanzen“; wenn wir schon darüber nachdenken, das ist nicht wegzudenken, folge daraus, was mag! – Der Pflug schneidet die Wohnung der Feldmaus auf: Der Körnervorrat rollt auseinander, das Nest aus Spelzen und Fasern zerreisst, die Jungen schleifen blutig zerquetscht den Furchenboden entlang. Die Mutter springt pfeifend vor Angst und Schmerz zwischen den Erdschollen herum, einen Unterschlupf suchend – eine Maus!

Eine Feldmaus ist ein gar anmutiges Tierlein in seinem seidenweichen Fellchen, mit seinem geselligen und familientreuen Leben auf dem Felde – ja, ich habe manchmal eine Maus laufen lassen. „Schlag' doch zu, Mensch“ rief Alfons herüber. „Ach laß“, rief ich zurück, „ich mag das – nicht mehr – das Totschlagen.“ Und anderntags?

Die Feldmäuse sind eine Landplage, sie vernichten Arbeit und Ernte. Der Bauer bekämpft sie mit Stecken und mit Gift. Und da ist noch etwas in dir, die Lust zum Jagen, Treten und Erlegen. „Achtundzwanzig, fünfunddreissig Mäuse habe ich an einem Nachmittag beim Eggen so nebenher erschlagen“, triumphierte ich. Ja, ich spähte, ich jagte, ich zählte meine Opfer. Der Bauer war zufrieden, und unserer Weizensaat tat es gut.

Übrigens – auch ein Schwein muß erst sterben, ehe daraus Schweinebraten gemacht wird. Nach zwei Schlägen mit dem Beil vor den Schädel sinkt es schliesslich um. Jetzt müssen wir uns zu zweit darauf werfen und die Schenkel packen, um die verzweifelt starken Stöße abzufangen, mit denen das gröhlende Tier sich zwei, drei Minuten lang wehrt, wenn ihm das Messer in die Gurgel gestossen wird, um sein Blut in die Schüssel quellen zu lassen . . .

Viele Tage des Winters verbringen wir in der Scheune, in der nun haushoch das Stroh gestapelt ist, mit „Halme“, sprich Häcksel schneiden. Die Vorbereitungen hierzu waren recht umständlich und das gesamte Gesinde war daran beteiligt. Zunächst wird im Heustadel, der neben der Getreidescheune liegt, ein Leiterwaren Heu geladen und dieser dann mit vereinten

Kräften über die Straße in die Scheune geschoben. Hier wird das Heu wieder abgeladen, während Einer in den Strohschober hinaufsteigt um Strohbunde „no zu keiern“ = herabzuwerfen. Dieser Ausflug in das Strohgebirge war uns meistens nicht unlieb; denn er gab Gelegenheit zu einer unauffälligen Kontrolle der geheimen Legenester, welche die Hühner zu unserem Nutzen in Winkeln und Schluchten anlegten.

Die Strohbunde werden unten aufgeschnitten und vor der Häckselmaschine geschichtet. Der Alte hat unterdessen die Schutzhaube der Maschine abgedeckt und macht sich daran, die Flügelmesser mit der Feile zu schärfen. Der Platz hinter der Maschine wird reingefegt, Spankörbe werden bereit gestellt, der Motor wird eingeschaltet, das Schwungrad angeworfen. Der Stangenreiter schiebt Stroh und Heu an die Messer, ein Strahl von gelben Strohstückchen schießt aus dem Rohr auf die Körbe zu. Ein Mädels oder – solange er auf dem Hofe war – der Arbeitsdienst-Junge Karl reicht Stroh und Heu dem Einleger zu. Zwei anderen Dienstboten, darunter meistens ich selbst, bleibt das Forttragen der gefüllten Körbe, die mit einem Holz über die Schulter gehievt werden. Der Weg geht auf den Hof, links in die stillgelegte Durchfahrt und zwanzig Stufen einer alten, brüchigen Holzstiege zum Häckselboden hinauf. „Rosshalme“, die schwerer wiegen, weil sie mehr Heu als Stroh enthalten, kommen über den Hof ins Haus, an der Küche vorbei, die Treppe hinauf in einen Bodenwinkel, von wo sie zum Vorschütten durch ein Loch in den Ross-Stall hinuntergestossen werden können.

Ein eintöniger Arbeitstrott, dieses Forttragen der Halme! Indessen, ich wars zufrieden. An kalten Tagen zumal hatte ich den an der Maschine Stehenden gegenüber den Vorteil, daß ich die Beine bewegen und auch die Hände besser warm halten konnte. Je nach dem Gang der Maschine waren auch kleine Wartepausen zu gewinnen, bis jeweils der Korb vollgelaufen war.

Geruhsam rinnt so ein Tag auf dem Hofe dahin, beherrscht von den taktmässigen Schlägen der Häckselmaschine. Am Morgen ist es noch dunkel zwischen den Mauern, ich muss mich mit dem Korb auf dem Rücken vorsichtig die Stiege hinauftasten. Bei der elften Stufe stösst der Korb an den Bodenbalken, man muss sich ein wenig bücken. Noch ehe es ganz Tag wird, schaltet der Bauer auf dem Hofe das Licht aus. Doch schnell nimmt die Tageshelle zu. In der Nacht hat es hart gefroren. Der Schnee knirscht. Von den Regenrinnen hängen lange Eiszapfen herab. Mit einem Male steht der Kamin auf dem Nachbarhause im Sonnenschein und über dem Hofe, der noch im Dunkel liegt, spannt sich das Himmelszelt in lichten Tönen. „Seffi“, die Wirtschafterin schlurft zum Hühnerstall und öffnet die Luke. Das Federvolk stürzt heraus, die Hähne in wilder Jagd auf die Hennen. Aufgeregtes Geschrei auf dem Misthaufen. Seffi streut Körner, und sofort fallen in hellen Scharen die Tauben zwischen die pickenden Hühner ein. Naht sich ein Schritt, steigt das ganze Taubengeschwader mit lautem Flügelschlag auf die Dachränder. Ist die Gefahr vorüber, segeln sie einzeln in einem Gleitflug, an dem sich mein Auge nicht satt sehen kann, wieder zum Futterplatz zurück und sichern sich mit unglaublicher Fressgeschwindigkeit ihren Anteil.

In der Scheune tauchen die Katzen auf. Die Fortnahme der Strohbunde verändert ihre Jagdgründe und verschafft ihnen neue Aussichten auf Beute. Bald schleicht eine von ihnen mit der Maus zwischen den Zähnen von dannen.

Den Misthaufen bevölkern jetzt auch Sperlinge und Goldammern. Auch sie werden von den Katzen belauert, doch kommen diese hierbei selten zum Zuge. Die unruhige Aufmerksamkeit der kleinen Vögel ist grösser, und zu schnell schwirren sie zu ihren sicheren Beobachtungsplätzen auf den haushohen Holzstössen. Seffi schleppt nun die Futterkübel in den Saustall. Eine Zeitlang erfüllt das Gequieke des futtergierigen und –neidischen Borstenviehs den Hof. Dann kehrt wieder Stille ein. Die Hühner frieren und hocken sich plusternd in die von unserer Arbeit nicht gestörten Ecken der Scheune. Hie und da sucht ein Huhn seinen Legeplatz auf.

Unterdessen hat die Sonne bereits das Dach des Nachbarhauses erreicht, und steigt ihr Strahl in den äussersten Dachwinkel unseres Hofes hinein. Aus dem Kuhstall dringt durch den

Türspalt und die zerbrochenen Fenster der Dampf und quirlt in der kalten Luft an der vereisten Mauer empor.

Der Kettenhund – das Tier mit dem elendesten Los auf dem Hofe – kommt aus seiner Hütte unter dem Holzstoss hervorgekrochen. Mit zitternden Hinterläufen schleicht er zum Futternapf und schnüffelt traurig daran herum: Das Futter ist zu Eis gefroren! Enttäuscht kehrt er wieder in seine Hütte zurück. Er muss noch lange warten, bis die Sonne seinen Napf erreicht.

Die Kälte lässt nach; sie tut nicht mehr weh. Ich binde die Ohrenklappen meiner Pelzmütze hoch und ziehe die ungefügen Handschuhe aus. Die Wärme der Hosentaschen reicht zu. Der Sonnenschein ist an der südwärts gerichteten Wand bis auf den Hof hinunter gestiegen, und schon versammelt sich mit langgedehntem Gequare des Wohlbehagens das Hühnervolk auf dem sonnengewärmten Fleck. Die Hähne erwachen zu kräftigem Krähen, das von den Nachbarhöfen her erwidert wird. Aus dem Stroh kommt aufgeregt gackernd eine Henne geflogen. Ein Ei ist gelegt! Schon ist der Alte da und schielt nach oben. Er wird die Messer der Maschine nachschärfen und dann ins Stroh hinaufsteigen um sich das Ei zu sichern.

Neue Bunde werden aufgeschichtet – die Maschine läuft wieder an. Die Sonne schmilzt den Schnee auf den Dächern, aus den Rinnen und von den Eiszapfen tropft es in den Schnee. Da läuten die Glocken: es ist elf Uhr, Mittagszeit.

Als wir nach dem Essen und Füttern wieder zur Scheune kommen, rinnt das Schmelzwasser von allen Enden. Der Sonnenschein ist so still und warm, daß man sich am liebsten wie das Hühnervolk hinein legen möchte. Doch im Schatten lauert der Frost. Sobald die Sonne weicht, verbreitet sich schnell wieder das harte Eis. Noch aber schwirren in der Himmelsbläue glitzernd die Tauben. Der Hund lümmelt sich jetzt im Sonnenschein um den frischgefüllten Futternapf. Die Maschine wird wieder angeworfen, die kleine Nachgiebigkeit gegen die mittagsträgen Glieder und Sinne ist schnell abgestreift. Gar bald neigt sich die niedrig über den Süden nach Westen ziehende Sonne wieder den Dächern zu. Fast mit den Augen ist das Weichen der Strahlen aus dem Hofe zu verfolgen. Vor dem kalten Schatten ziehen sich die Hühner eins nach dem anderen in ihren Stall zurück und es wird wieder ganz still und leer auf dem Hof. Nur durch die Ladetür oben auf dem Boden ist der Sonne Lauf noch zu verfolgen. Jedesmal, wenn ich meinen Korb geleert habe, halte ich dort einen Augenblick inne und lasse mir von ihren Strahlen mein Gesicht streicheln. Immer wieder spüre ich noch ein wenig von ihrer Verheissung, wenn auch jedesmal etwas mehr Abschiedsgold untergemischt ist und durch die frühe Abendröte die Kälte vom Hofe emporsteigt. Die Eiszapfen tropfen nicht mehr, und an den Fenstern schließt sich wieder der Eisvorhang. Die Fingerspitzen werden klamm und schon blinkt in der Dämmerung der erste Stern. Der Feierabend naht. Die Maschine wird angehalten, Seffi schlurft wieder mit den Kübeln zum Saustall; Frieda verschwindet in den Kuhstall zum Melken, die Katzen, auf die süsse Milch begierig, schleichen hinter ihr drein. Ich räume die letzte Spreu zusammen und hole mir meine „Brotzeit“ aus der Küche in den Ross-Stall. Statt des Bieres nehme ich jetzt im Winter eine Schüssel heissen Kaffees mit.

Ab und an läuten die Glocken ausser ihrer Zeit in die winterliche Hofesstille und verkünden ein besonderes Vorkommnis. Dann stellen wir schnell einmal den Korb beiseite und lugen durch einen Torspalt auf den Kirchplatz.

Aus unserem Versteck sehen wir, wie sich eilig ein kleiner Zug durch den kalten Nebelmorgen zur Kirche bewegt: Voran ein Schuljunge mit einem Kreuz auf hoher Stange, dann zwei Knaben in Meßgewändern. Ein Mann im Werktagsrock trägt einen kleinen Sarg auf den Armen. Es folgt der Pfarrer im Ornat, aber ohne die gebotene Würde im Schreiten, neben ihm der Schulmeister, dahinter drei Weiber in schwarzen Kleidern, die Taschentücher vors Gesicht gedrückt und noch ein paar Kinder. Ich frage, wem da ein Kind gestorben sei. „Ach, das ist doch das Polenkind von der Kati!“ Die Kati hatte der Bauer davon gejagt, als sie

nahe am Gebären war. Eine Tagelöhnerin hatte ihr versprochen das Kind anzunehmen; denn wo soll eine Magd mit einem Kind hin? Dann erzählte man sich, die Frau sei mit dem Säugling nicht zufrieden. Es sei ein Knabe, sie aber hätte ein Mädchen haben wollen. Die Kati bezahle nicht, was sie versprochen hätte und habe den für den Säugling ausgeteilten Zucker für sich behalten. Nun sei das Kind an einem Durchfall gestorben.

Als wieder einmal die Glocken läuten, wird der alte Schmied nebenan zu Grabe getragen. Auch unser Bauer hat sich gewaschen, einen schwarzen Rock angezogen, uns unsere Arbeit angewiesen und ist dann zum Trauerhause hinübergegangen. Dort ist vor der Tür das ganze Dorf versammelt. Nun quellen die Anverwandten aus dem Haus hervor, Ministranten mit Weihrauchkesseln und Tragekreuz folgen und stellen sich im Innern der Versammlung auf. Jetzt tritt der Priester aus dem Hause, die Glocken läuten wieder, er stimmt laut die lateinische Liturgie an. Der bekränzte Sarg wird heraus getragen und von acht Bauern auf die Schultern gehoben. Laut betend zieht die feierliche Prozession, Kreuz und schwarze Kirchenfahne voran, dem Kirchhof zu. Nach den Anverwandten gehen wie immer die Männer, danach die Frauen und zum Schluß, schon weniger beteiligt, die Kinder.

An einem anderen Tage ist eine Hochzeit zu erwarten. Die „Weibsbilder“ auf dem Hofe suchen schon vom Morgen an es mit der Arbeit so einzurichten, daß zum Gaffen genug Zeit ist. Lange vor der Kirchengangstunde zieht bereits die „Musi“, fünf Mann hoch, mit einem Marsch in das Dorf ein. Nach einigem Glockengeläut kommt dann der Hochzeitszug in Sicht. Nach der Musikkapelle geht der Bräutigam, in Uniform, denn er ist Polizist. Geführt wird er vom Pfarrer, der in dieser Rolle nicht im Ornat, sondern im schwarzen Rock und mit Zylinder auftritt. Dahinter schreitet die weißgekleidete Braut, geleitet von dem Brautführer, dessen Amt eine weiße Schärpe über der Brust anzeigt. Dann folgen die Hochzeitsgäste. Während der Trauung verweilen die Musikanten pfeiferauchend vor der Kirche; beim Heraustreten empfangen sie die Hochzeitsgesellschaft mit einer getragenen Weise und begleiten damit das soeben eingesegnete Paar auf dem Gang zum Friedhof, wohl zu den Gräbern der Eltern. Danach geht's mit lustigen Klängen, doch verweinten Gesichtern zum Hochzeitsschmaus. Auch jetzt ist das Paar noch nicht beieinander, sondern wird wieder von Pfarrer und Brautführer geleitet.

An den Tagen ohne solche besonderen Vorfälle verfallt ich bei dem eintönigen Häcksel-Tragen auf Zählen. Ich gehe meine Lebensjahre durch und verweile für die Dauer jedes Weges von der Maschine zum Boden und zurück bei einem Jahre, indem ich mir ein Ereignis daraus vergegenwärtige. So steige ich im Laufe eines Vormittags oder Nachmittags meine Lebenstreppe Stufe und Stufe herauf und gelange nicht selten bis in die letzte Gegenwart.

So kommt Mariae Lichtmeß – der 2. Februartag – heran und damit die „Schlenkerwoche“, in der gekündigt, entlassen, eingestellt und umgezogen wird. In dieser Woche wird nur das Notwendigste gearbeitet. Der Alte legt – nur dieses einzige Mal im Jahre – die Leiter zum Reinigen der Taubennistkästen an. Es taut und regnet auf die vereisten Straßen. Das Leben zieht sich noch mehr in Hof und Haus zurück. Fastnacht geht still vorüber. Ein paar Kinder haben sich Masken vorgebunden und ziehen am Nachmittag mit einer Katzenmusik durchs Dorf. Das ist schon der halbe Aschermittwoch. Die Fastenzeit leitet ein wüster Schneesturm ein. Bald aber schmilzt die Sonne die weißen Wehen wieder weg, und nun dringt, früh genug im Jahr, unaufhaltsam der Lenz ins Land.

Auf den Tisch kommen jetzt die Fastenspeisen. Das „Geselchte“ bleibt auf zwei oder drei Tage der Woche beschränkt. An seine Stelle treten Mehlspeisen, die mit mehr Liebe, Abwechslung und Geschmack zubereitet werden als die sonstigen Speisen während des ganzen Jahres. Da sind „Semmelschmarren“ und „Rohrnudeln“, „Schmalznudeln“ und „Stöckel“, „Pfannkuchen“ und „Milchnudeln“, „bedeckte“, „gerollte“, unbedeckte“ Strudel und „Zöpfe.“

Noch vor dem Osterfest können wir wieder hinaus. Die erste Arbeit ist das Einebnen der Maulwurfshügel auf der grossen Wiese. In der Nacht hat es noch gefroren. Ein leichter Reif

liegt auf den meist mit Miststroh bedeckten Wiesen. Der Wassergraben ist mit verharschtem Schnee gefüllt, unter dem das Wasser gurgelt. Sobald die Sonne durch den Morgennebel dringt, wird es warm und frühlingsfröhlich. Die erste Lerche zwitschert empor. Von Tag zu Tag wird der Schnee im Graben weniger, und auch die grau-weißen Tücher an den Nordhängen über dem Wiesental schrumpfen zusammen. Die Wiesen trocknen ab. Bald gewinnen die nicht mit Mist bedeckten Flächen einen grünen Schimmer. Der Mist wird mit dem Rechen „umgerührt“, das trockene Miststroh zusammengeharkt und noch einmal zum Einstreuen heimgefahren.

In dieser Zeit hatte Alfons seine Mutter wiedergefunden und zog zu ihr. Ich war jetzt, zu Beginn der Frühjahrsbestellung, das einzige „Mannsbild“ im Roßstall, ja auf dem ganzen Hofe, sozusagen „Stangenreiter in Vertretung.“ Der Alte musste sich wohl oder übel darein schicken.

An einem sonnigen Morgen ließ er mich drei Ochsen nebeneinander spannen. Es war seine Art, nie vorher zu erklären, warum dies oder das geschehen solle. Auch diesmal konnte ich mir nicht vorstellen, worauf es hinausläuft.

Mit den drei Ochsen gab es grossen Trubel, ehe sie angeschirrt und zusammengekoppelt vor dem Hoftor bereit standen. Sie hatten nicht umsonst viele Wochen im Stalle bei gutem Futter und in süßem Nichtstun zugebracht. Als sie jetzt an die holde Frühlingsluft kamen, waren sie vor Tollheit nicht wiederzuerkennen. Der „Gustav“ sprang mir gar wie ein junges Geisslein davon, trollte über den Kirchplatz auf den Friedhof zu und war kaum aufzuhalten.

Dieses mutwillige Dreigepann wurde nun vor den „Kultivator“ geschirrt, ein mir bis dahin unbekanntes Ackergerät. In der Bibel ist davon nicht die Rede und in keinem Lesebuch. Es besteht je nach Grösse aus sieben bis zwölf federnden Hacken, die in drei Reihen hintereinander „auf Lücke“ angeordnet sind, so daß sie den Erdboden in einer ziemlichen Breite gründlich aufreissen ohne ihn eigentlich umzupflügen. Der Kultivator wirkt erheblich tiefer als die Egge, verlangt dazu aber auch eine stärkere Zugkraft, für die drei Ochsen durchaus notwendig waren.

Wir fuhren mit dem Kultivator auf das Feld, das im Vorjahr den Weizen getragen hatte. Der Alte zog mit mir eine Zeile herunter, zeigte mir die einfachen Griffe zum Einstellen und Wenden des Gerätes und trollte sich. Ich war am lieblichsten Frühlingstag mit meinen drei lebenslustigen Ochsen allein auf weiter Flur und blieb es viele Tage. Es war eine selige Zeit. Ich froh nicht und schwitzte nicht. Der Boden war trocken, daß er nicht klebte, aber doch auch nicht verhärtet, die ganze Welt erfüllt von Leichtigkeit. Ich achtete des Mittags- und Feierabendläutens von den fernen Türmen nicht und brachte so unbekümmert die häusliche Ordnung durcheinander. Die Sonne übertrocknete die braune Ackerkrume, die der Kultivator Streifen um Streifen aufriß. Es gab keine Widerborstigkeiten – ein Lohn unserer gründlichen Pflugarbeit im Herbst.

Die Tage wurden wärmer. Die Ochsen hatten bald ihren Frühlingsübermut verbraucht, kamen allmählich ins Stöhnen und liessen die Zungen heraushängen. „Emil“ blieb oft stehen. Aber ich wollte nicht nachlassen und nachgeben. Mich trieb die Macht des Aufbruchs im Jahre durch und durch. Mittags war es jetzt schon oft so heiss, daß ich das Hemd herunterzog wie zur Sommerszeit. Nun gab es auch im Pflanzenreich kein Halten mehr. Die Goldsternchen des Lattich waren auf den noch braunen und grauen Wiesen die ersten fröhlichen Boten gewesen. Indem sie nun grüntem, zierten sie Hundsveilchen und Himmelsschlüssel in unzähligen kleinen Büschen. Der Schlehdorn am Feldrand trieb weiße Knospen. Und die Wintersaaten erwachten.

Als ich mich mit dem Kultivator dem Ende des grossen Ackers näherte, erschien der Alte mit der Sämaschine. ‚Schifta‘ musste ihm helfen. Er säte Hafer und Gerste und mit Hilfe einer besonderen Vorrichtung an der Maschine unter einen Teil der Gerste den Klee für das nächstfolgende Jahr. Damals geschah es, daß er an einem Abend beim Felde stehen blieb und mit mir sprach. Er zählte mir die Grössen seiner Äcker, Wiesen und Wälder auf und erging

sich in ihre Ertragsfähigkeit. War es ein vorsichtiger Versuch mich zu binden? Er war kinderlos, die einzige Tochter war ihm gestorben . .

Obwohl ich noch immer – bis Anfang Mai – mit dem Alten allein blieb, gewannen wir durch das glückhafte Wetter genug Zeit, um auf die Bestellung mehr Liebe zu verwenden als im Herbst zuvor. Es wurde gründlich nachgeeggt, steinige und klumpige Strecken wurden besonders vorgenommen. Dann wurde die Walze herausgezogen. Sie bestand aus einzelnen, gezahnten Eisenringen, die nebeneinander auf einer zwei Meter breiten Stange aufgereiht dahin rollten. Sie sollte die Erdklumpen zerkrümeln und zugleich das Erdreich etwas andrücken, um das Keimen der Saat und ihr Wurzelfassen zu erleichtern. Diese Walze machte mit den klappernden Eisenringen einen unerquicklichen Lärm, hinterliess aber ein überaus erquicklich eingeebnetes, blitzblankes Feld, durch die Zähne zierlich gemustert. Man konnte sich daran erfreuen wie an einem wohlbestellten und geharkten Frühlingsbeet im Hausgarten.

Ein Regen ging darüber und wieder Sonnenschein. Noch ehe das letzte Gerstenkorn im Boden lag, sprosseten schon die zuerst gesäten unter der Walze hervor. Als mit dem Monat Mai der neue „Stangenreiter“ mit seiner Familie – Vertriebenen aus dem Egerland – auf den Hof kam, standen Winter- und Frühlingsaat im holdesten Grün voller Verheissung.

Da hiess uns der Bauer ein Übriges zu tun: Mit kleinen Schaufeln an handlichen Stecken durch die Saatfelder zu gehen um die Disteln zu stechen. Diese und ein anderes Unkraut, die „Vogelwicke“ wuchsen mit den Halmen empor und fingen an, über sie hinauszuwachsen. Nun wurden die Felder davon gereinigt, und das Getreide gewann eine Frist, so stark und dicht zu werden, daß der Nachwuchs des Unkrautes nicht mehr durchzudringen vermochte.

Das war die letzte menschliche Arbeit für die Saat. Nun schloss sich die grüne Decke über der Ackererde. Die Felder waren sich selbst und einer höheren Macht überlassen – für die Bauern war die Zeit der Bittgänge gekommen.

Ich bin damals ab und an des Sonntags „unter der Kirchzeit“ durch die Fluren gegangen und kam auch zu den Getreidefeldern, die nun abseits unseres Tagewerkes lagen. Da beobachtete ich, wie von Woche zu Woche ohne unser Zutun alles wurde und wuchs: Die Halme schossen hoch und wurden stärker, der Roggen voran, der bald mannshoch und höher stand. Zuerst verschwanden die Hasen im Grün, dann die Rehe. Mohnblumen gingen auf, danach Kornblumen und die zarte Kornrade. Nun blühte schon der Roggen; der Weizen trieb die Ähren steil aus den Schäften. Gerste und Hafer standen üppiger als im Jahre zuvor. Alle Felder waren nun so dicht geschlossen, daß von dem, was unter dem grünen Plan, der im Winde sich wallend bewegte, webte und lebte, nichts mehr zu erkennen war. Ich konnte kaum noch begreifen, daß das der Boden war, auf dem ich Monate hindurch getreten war, den ich mit abgeerntet, gepflügt, geeeggt, mit dem Kultivator umgebrochen, wieder geeeggt und gewalzt hatte und über den wir, als die Saat noch klein und dünn war, mit dem Distelstecher gegangen waren. Nun herrschen dort übermenschliche Gewalten und Lebenskräfte, der Mensch steht am Feldrand, wartend und bangend, bis die Zeit des Wachstums abgelaufen und die Frucht gereift ist.

Die Ernte begann in diesem Jahre unter Stürmen und Regen. Das hoch über Haupteslänge aufgeschossene Korn hatte sich im Schwaden gelegt, die Schnitter mussten oft die Richtung wechseln, um es mähen zu können. Auch im Weizen musste vielfach die Sense der Maschine zu Hilfe kommen. Als die Kornmandeln aufgestellt waren, zauste ein nächtlicher Sturm an ihnen und warf viele um. Wir bildeten uns etwas darauf ein, daß am Morgen danach auf unserem Acker noch mehr Mandeln aufrecht standen als bei den Nachbarn.

Ich trat in diesem Jahre zu den ‚Bindern‘. Es wurde nur noch wenig mit Stricken, mehr mit Strohbindern gebunden. Da war es mit dem Träumen bei der Arbeit vorbei. Mich beherrschte einzig der Wille, meinen Anteil an Garben gut und flott zu binden und die Genugtuung an jeder langen Reihe fester Garben, die hinter mir lag. Ich war in diesem Jahre vom „Helfer“ zum Arbeiter geworden. Nun spannte ich auch selbst die Ochsen vor den Wagen, fuhr aufs Feld, „spiesste“ unverdrossen die Garben zum Wagen herauf, fuhr mit der Last heim über

Stock und Stein, stand auf dem Fuder zum Abladen und keine Garbe war mir zu schwer dabei und kein Schwung mit der Gabel in den Stock hinauf zu lang. Hab´ auch Glück gehabt und selbst auf sehr ausgefahrenen Wegen keine Garbe verloren oder gar den Wagen umgeworfen.

Hatte ich dann umgespannt und fuhr wieder hinaus, war ich selten allein auf dem Leiterwagen. Da hockten die Kinder der Vertriebenen sich zu mir, die seit dem Frühjahr im alten Tanzsaal des Hauses einquartiert waren.

Sie hungerten – ich werde es nie begreifen, wie es in diesem reichen, unversehrt durch den Krieg gekommenen Dorfe möglich war – bei einer amtlichen Zuteilung von einem Kilo Brot für den Erwachsenen die Woche. Alle Dienstboten – und so auch ich – durften sich in der Küche vom Brot herunterschneiden, was sie brauchten. Aufgrund dieses Vorrechtes entstand zwischen mir und den Kindern eine gewisse Bekanntschaft. Nun nahmen sie wohl einmal die Peitsche, bettelten um die Leine oder trieben die Ochsen an mit „Hüh“ und „Hot.“ „Wo ist deine Mutter heute, Bruno?“ „Im Wald, Beeren suchen“ oder „Holzsammeln.“ „Wo habt ihr früher gewohnt?“ „Im Erzgebirge.“ Es waren richtige Waldläufer, diese Erzgebirgler. „Ich durfte mit dem Nachbarn daheim oft in den Wald hinauffahren – Sie können mir ruhig einmal die Zügel lassen.“ „Wie alt bist du?“ „Neun Jahre.“ „Wo ist Vater?“ „In Russland vermisst.“ Da war ein verschlossener Knabe, ich wusste anfangs nicht, ob scheu oder böse. Eines Tages sass er auch auf meinem Leiterwagen. „Mit wem bist du eigentlich hierher gekommen?“ „Mit meiner Grossmutter.“ „Wo ist deine Mutter?“ „Gestorben.“ „Und dein Vater?“ „Den haben die Tschechen eingesperrt.“ Am Abend kam er mit deutlicher Überwindung in den Stall. Es war an einem Dienstag. „Wir haben kein Brot mehr, es wird erst am Sonnabend wieder Brot ausgegeben. Grossmutter hat gesagt, ich soll doch ruhig einmal zu Ihnen gehen.“

Wir fahren an einem Schlag Futterwicken vorbei, der jetzt voll saftiger Schoten hängt. Schon sind die Buben und Mädels vom Wagen herunter und in den Wicken untergetaucht. Mir ist es recht, dem Alten weniger. Er hat mit Kindern nichts im Sinn, schon garnicht mit den ortsfremden, zumal, wenn er sie auf dem Wagen und auf den Feldern antrifft.

Nachdem die Felder im wesentlichen abgeerntet waren, spannte ich meinen braven „Gustav“ vor den grossen Rechen und harkte, auf luftigem Sitz thronend den „Zwer“ zu langen Wulsten quer über den Stoppelacker zusammen – „Zwer“: das waren die liegegebliebenen Ähren und Halme. Was nach dem Rechen noch übrig blieb, das durften die Tagelöhnerinnen als Ährenleserinnen aufheben. Dabei stellten die Zwer-Wülste eine ständige Versuchung dar, sich mühelos die Körbe und Säcke zu füllen, sobald der Alte ausser Sicht war. Immer wieder fragte ich mich, warum er den Zwer seinen Arbeitern nicht von sich aus freigab, zumal bei einer so reichen Ernte wie dieser, welche die Scheunen nicht zu fassen vermochten! Der Zwer musste deshalb auf der Straße gedroschen und das Stroh auf dem Hofe neben der Mistgrube aufgestapelt werden. -

Und dann führten wir wieder den Pflug hinaus auf das Stoppelfeld. Es war ein stiller, sonniger Nachmittag, als ich die ersten Furchen darüber zog. Als ich eingefahren war und auf sah, entdeckte ich ein altes Weib, das sich im Acker herumbückte und nach den letzten Ähren suchte. Es war keine ganz vergebliche Mühe; ich hatte schon beim Umpflügen bemerkt, daß noch manche volle Ähre unter die Schollen geriet.

Ich hielt die Ochsen an und ging zu der Alten herüber. Ich hatte sie bisher im Dorfe noch nicht bemerkt. „Grüss Gott, Mutter, findest du denn noch etwas?“ „Schon, schon, nur bücken muss ich mich halt, arg viel bücken.“ „Mach nur zu, morgen werde ich wohl mit dem Pflug hier angelangt sein, und dann ist es schade um die liegen gebliebenen Ähren“. – „Schon gut, nur: wird der Alte nicht herauskommen?“ „Nein, ich glaube nicht, daß er heute kommt, na und wenn er schon käme - -“ „Oje, da kennst du den Alten nicht! Ich kenne ihn gut! Weißt´, je grösser die Bauern, desto schlechter sind sie! Das ist wahr!“ Sie hört auf zu sammeln und sieht mich an: „Wo bist du daheim?“ „Im Osten.“ „Kannst´ nit nach Haus?“ „Nein.“ „Weißt´, mein Grosser ist gefallen, mein Kleiner ist vermisst, in Russland.“ Sie rückt näher an mich heran: „Glaubst du, daß er noch einmal kommen wird?“ Was soll ich antworten? Ich zucke

mit den Schultern: „Musst´ halt warten, es gibt noch so wenig Nachrichten.“ „Ach“, sagte sie, sich wegwendend, „ich glaube nicht, daß er kommt. Ich will mich schicken, daß mein Korb voll wird.“ Ich gehe wieder zu meinem Pfluge.

Die Sonne neigt sich zum Walde im Westen. Die Alte mit ihrer Kiepe trollt sich und verschwindet auf dem Pfade, der ins Dorf hinabführt. Vom Berge kommt Willi, der Invalide, Panzerfahrer, der ein Bein verlor, von seiner Heimat im Erzgebirge ausgesperrt. „Rudi, schaff´ nit so viel, mach´ Feierabend“ ruft er herüber und bleibt sich aufrichtend stehen. „Lass nur“, gebe ich, die Ochsen anhaltend zurück, „es ist noch Zeit, zweimal herumzufahren.“ Ich konnte ihm doch nicht sagen, daß mich schlicht eine unbändige Lust an diesem stillen Abend auf dem Felde und dem Geschäft des Pflügens beseelt. Ich stottere so etwas wie von der notwendigen Arbeit für die Ernte und das tägliche Brot im nächsten Jahre. Willi lacht: Was weisst du, ob du übers Jahr hier noch ernten und dein Brot essen wirst.“ Ich bin betroffen, ich musste ihm recht geben. „Aber wenn schon! Jetzt pflüge ich halt weiter; ist die schlechteste Arbeit nicht.“ Ja, Rudi, das Leben geht weiter; kommst´ heute Abend „hutschen“? „Ich werde kommen.“

Willi stapft weiter zum Dorf herunter, ich bin wieder allein. Ich mag nicht aufhören. Die Sonne versinkt, Dämmerung dringt heran. Ich bemerke Karl mit seinem Pferdegespann auf dem Heimweg. Wie im Rausch pflüge ich weiter, solange ich die Ochsen und die Furche vor mir noch erkenne. Mich treibt und schmerzt die Ahnung, die Willi in mir wachgerufen hat, daß mein Leben hier nicht mehr bis zur nächsten Ernte währen wird, und die alten Verse gehen mir durch den Sinn:

„Wer weiß, wo noch das Brunnlein quillt,
woraus ich trinken werde?
Vielleicht, wenn Du, mein Gott, so willst,
quillt es aus fremder Erde.

Denn Du, mein Gott, Du gehst gar oft
mit uns gar fremde Strassen,
und führst uns ganz unverhofft
hinweg, wo wir einst sassen.“